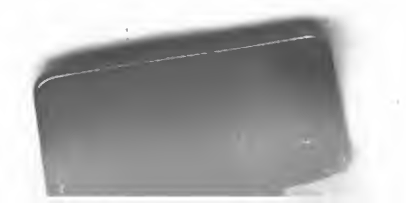

P. o. gall.
2432
a/5
Digitized by Google



Die Engel des Hauses.

Von

Paul Feval.

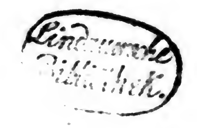
Aus dem Französischen übertragen

von

Ludwig Fort.

Fünfter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.



Die Engel des Hauses.

Fünfter Theil.



I.

Ein Jugendtraum.

Es war noch dunkel, als der Nabob erwachte. Er war schon so an den Genuß des Opiums gewöhnt, daß die Wirkung desselben nicht lange dauerte.

Er richtete sich langsam empor und warf einen noch schlaftrunkenen Blick umher.

Das Boudoir war leer.

„Sie waren hier," sprach er leise vor sich hin, als suchte er die Illusionen eines entschwundenen Traumes wieder zu erhaschen; „als ich, vom Opium besiegt, die Augen geschlossen hatte, fühlte ich noch lange ihre Hände in den meinigen und es war mir, als sähe ich sie lächeln ..."

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Was mag Gott mir senden?" sprach er mit einem Ausdrucke schmerzlichen Zweifels weiter; „seit

gestern drängen sich die Erinnerungen in meinem Gedächtnisse ... die Vergangenheit nimmt eine Gestalt an und tritt vor meine ungläubigen Augen ... Mein Herz schlummerte ... wird es zu neuen Qualen erwachen?“

Er stand rasch auf.

„Ich will nicht mehr leiden! ich will nicht mehr glauben! ... Vergebens führt mir der Zufall das Echo meiner entschwundenen Hoffnungen zu, mein Herz ist todt! ...“

Er blickte nochmals im Zimmer umher, indem er wie unwillkürlich flüsterte:

„Aber wo sind sie denn? ... ein Traum kann es doch nicht gewesen sein? ... Ich habe ihr langes Haar unter dem bretagnischen Häubchen gesehen ... ich habe ihre sanften Stimmen gehört, die mich um zwanzig Jahre verjüngten ... wo mögen sie sein?“

Er ging nach der offenstehenden Thür des Nebencabinets und rief leise:

„Bertha! ... Louise!“

Er erhielt keine Antwort.

Noch einige Sekunden ruhte sein Blick mit einem liebevollen Ausdrucke auf der Thür des Garderobezimmers, wo er wahrscheinlich die holden Gesichter der beiden Sängerinnen hervorkommen zu sehen hoffte; aber Niemand zeigte sich auf der Schwelle.

Ein verächtliches Lächeln trat auf seine Lippen, während seine Stirn sich faltete.

„Ich bin ein Narr!“ dachte er laut; „es sind ja Mädchen! ... Habe ich noch nicht genug um sie gelitten?“

Mit einer hastigen Bewegung ging er an die andere Thür, vor welcher gewöhnlich die beiden Neger wachten.

„Seïd!“ rief er.

Abermals keine Antwort.

Unwillig öffnete er die Thür und rief in den Corridor hinaus:

„Seïd! ... Obbah! ...“

Vergebens. Es war das erste Mal, daß die beiden Neger seinen Ruf unbeantwortet ließen.

Aber Montalt war ein Mann, auf den so gewöhnliche Vorfälle des Lebens keinen Eindruck machten. Anstatt nach der Ursache dieser unerklärlichen Abwesenheit zu forschen, ging er durch den Corridor in sein Schlafzimmer.

Hier warf er sich angekleidet auf sein Bett und versuchte es, den Schlaf noch einmal zurückzurufen.

Aber er kam nicht. Wohl versank er zuweilen in eine Art fieberhafter Betäubung; aber seine Aufregung, im Kampfe mit der letzten Wirkung des Opiums, umgab sein Lager mit geisterhaften Gestalten. Er sah

Dinge und Personen, von denen er seit langen Jahren nichts gehört hatte.

So oft er die Augen schloß, kamen befreundete Gestalten aus seiner Jugendzeit lächelnd herbei. Er sah die ländliche Gegend seiner Heimath wieder, er ging auf wohlbekannten Wegen und blieb unter dem alten Baume stehen, dessen treue Rinde einen von seiner Hand eingeschnittenen Buchstaben bewahrt hatte.

Er sah den glatten Spiegel eines großen Sees, über dem weiße Nebelwolken schwebten. Der Wind rauschte in den Weiden am Ufer und die Sonne ging hinter den hohen Kastanienbäumen unter.

Und auf dem schattigen Wege, der sich am Berge herabschlängelte, kam ihm langsam ein junges Mädchen entgegen.

Wie schön war sie! welche Engelsmilde strahlte aus ihrem jungfräulichen Antlitz!

Sie schien sich selbst zuzulächeln und ihr Kopf neigte sich zu den Tausendschön herab, die ihre zarte weiße Hand langsam am Wege pflückte.

Montalt hörte es, wie sie das Blümchen fragte: „Liebt er mich ein wenig? ... liebt er mich sehr? ...“

Und je nach der Antwort des Blümchens würde das Lächeln der Jungfrau heiterer oder ihre Augen verschleierten sich mit Thränen.

Montalt wendete sich unruhig auf seinem Lager um ... ein Name entfloh seinen Lippen ...

Dann vernahm er einige geheimnißvolle Stimmen, welche die Töne eines ländlichen Liedes sangen.

Es war das Lied, mit dem die beiden bretagnischen Mädchen ihn in seinen ersten Schlummer gewiegt hatten.

Die Sonne war hinter den Kastanienbäumen verschwunden, der Abend sank blau und sternenhell nieder, das Lied der Hirten erstarb in der Ferne ... Wo war die blonde Jungfrau?

Auf dem Gipfel des Hügels lag ein großer Garten, der Garten eines adeligen Schlosses. In der Laube, wo das Geisblatt und die wilde Rebe ihre schützenden Zweige mit einander verschlangen, war es noch dunkler und man bemerkte kaum eine weiße Gestalt auf der Rasenbank.

Die Jungfrau schlummerte.

Berry Montalt fühlte, daß sein Odem stockte und große Schweißtropfen rannen über seine glühende Stirn herab.

Die Leidenschaft versenkte ihn bald in einen aufregenden Traum.

Je mehr er sich anstrengte, in das wirkliche Leben zurückzukehren, um so mehr verlockende Bilder schienen seine Willenskraft zu fesseln.

Endlich richtete er sich mühsam und erschöpft empor. Das Licht des Morgens drang durch die Vorhänge seines Betts.

Er schellte mit einer Glocke, die auf dem Nachttische stand. Die beiden Neger erschienen zu gleicher Zeit.

Montalt überließ sich ihnen schweigend, damit sie ihr tägliches Geschäft verrichteten.

Er fragte sie nicht einmal nach dem Grunde ihrer Abwesenheit am Morgen.

Als er angekleidet war, entfernte er sie durch einen Wink und eine gute halbe Stunde schritt er nun in seinem Schlafzimmer auf und ab. Dann öffnete er ein Fenster, um seine glühende und beklommene Brust an der frischen Herbstluft zu laben.

Das Fenster ging in den Garten. Montalts Blick fiel auf die Laube, in der ihm Robert am vorigen Abend die Geschichte der nach und nach durch einen schändlichen Verrath zu Grunde gerichteten bretagnischen Familie erzählt hatte.

Er trat mit einer heftigen Bewegung zurück und schlug das Fenster wieder zu.

Eine noch finstrere Wolke hatte sich auf seine Stirn gelagert.

„Wenn ich glauben könnte! ...“ sprach er vor sich hin.

Er vollendete seine Gedanken nicht; aber er faltete die Hände und hob die Augen zum Himmel.

Dann warf er sich in einen Lehnstuhl, der neben seinem Bett, vor dem kleinen Sekretair stand, in wel-

chem er die Diamantendose von Sandelholz aufbewahrte.

Er öffnete den Sekretair und hielt die Dose mehrere Minuten lang in der Hand, als hätte er nicht den Muth sie zu öffnen.

Eine Menge unerklärlicher und widersprechender Gedanken sprachen sich in diesem Augenblicke in seinen Zügen aus.

„Wenn ich es glauben könnte!“ wiederholte er, indem er die Stirn in beide Hände legte. Dann stand er wieder auf und durchmaß von Neuem das Zimmer mit größeren Schritten als vorher und in einer Aufregung, die er nicht zu beherrschen suchte.

„Ich muß es erfahren!“ sprach er zu sich selbst. „Vielleicht habe ich Ursache zur Reue ... wenn Gott allgütig und mein Herz nicht todt wäre!“

Plötzlich sprang er wieder an den Sekretair und warf hastig einige Zeilen auf ein Papier.

Sie waren an den Herrn Chevalier von Las Matas im Hotel zu den vier Weltkugeln gerichtet.

„Besorge diesen Brief sogleich an seine Adresse,“ sagte er zu Seïd, der auf den Ton der Glocke herbeieilte, „und laß dem Herrn Chevalier sagen, daß ich ihn bis elf Uhr bei mir erwarte.“

Seïd entfernte sich. Montalt blieb nachdenkend am Schreibsekretair sitzen.

„Ich muß den Brief haben!“ sagte er nach einer Pause; „wenn dieser Mensch die Wahrheit gesagt hat, so wird er ihn gewiß aufbewahrt haben, um ihn bei Gelegenheit zu benutzen … ich muß ihn haben, und sollte ich ihn mit Gold aufwiegen!“

Er sah nach der Uhr; es war zehn Uhr.

„Wird er kommen?“ sprach er weiter zu sich selbst. „Existirt der Brief überhaupt noch? ist am Ende nicht Alles eine Lüge gewesen?“

Er schwieg und richtete die Augen starr auf die Uhr, um dem langsamen Gange der Zeiger zu folgen.

Während dieser ganzen Stunde sprach er kein Wort mehr und sein unbewegliches Gesicht verrieth nichts von dem, was in seinem Innern vorging.

Aber ein zahlloses Heer von Gedanken bestürmte seinen Geist und die Reue stand auf der Schwelle seines Gewissens, während auf der andren Seite eine langsame und heftige Reaction gegen die Gefühle stattfand, die er seit einigen Stunden empfand.

Er wollte sich durchaus überreden, daß er sich seiner selbst schämte und mit Hilfe der Gewalt, die er über sich selbst hatte, brachte er es dahin, daß er seine Schwäche wirklich bemitleidete.

Wenn der Gedanke an die beiden Mädchen, welche der Zufall ihm in den Weg geführt hatte, in ihm aufstieg, verwarf er ihn mit Zorn und Unwillen.

Mehr als einmal war er im Begriff, Seïd zu rufen, um sich nach ihnen zu erkundigen; aber er hielt noch immer an sich.

Was kümmerten ihn diese Mädchen? wozu sollte er die einfältige Komödie vom vorigen Abend verlängern?

So sprach er zu sich selbst und suchte nach verächtlichen Ausdrücken für sein Benehmen; aber der Eindruck, den die beiden Bretagnerinnen auf ihn gemacht hatten, war zu lebhaft, ats daß er ihn so nach Willkür aus seinem Herzen verbannen konnte.

Vergebens suchte er sich zu täuschen, dieser Eindruck konnte nicht ein zufälliger sein. Er wurzelte tief in der Vergangenheit, er war eine Erinnerung und ein Gewissensbiß.

Daher sah Montalt ohngeachtet seiner wieder erwachenden Zweifel beständig die beiden reizenden Gesichter, die ihm zulächelten und ihn riefen.

Er konnte nichts als sich sträuben und dadurch wuchs sein innerer Zorn immer mehr.

Es schlug elf Uhr. Montalt stand auf und schüttelte heftig den Kopf, als wollte er ein= für allemal die lästige Bürde seiner Gedanken abwerfen.

„Er kommt nicht!“ sagte er; „desto besser! ... ich bin dieser erbärmlichen Unruhe müde und will mich für immer von ihr befreien ... Seïd!“

Der Neger erschien.

„Laß anspannen!“ befahl ihm Montalt.

Dann nahm er einen der größten Diamanten von dem Deckel seiner Sandelholzdose, und indem er in den Wagen stieg, sagte er zum Kutscher:

„Nach dem Fremdenclubb!“

II.

Montalt's Notizbuch.

Der Fremdenclubb befand sich in der Straße Saint-Honoré, unweit des Palais Royal. Es war ein Spielhaus, das sich den Anstrich eines Clubbs gab und einige Aehnlichkeit mit den noblen Spielhöllen Londons hatte.

Montalt kam gewöhnlich hierher, um sich die drückende Langeweile zu vertreiben. An manchen Tagen regte ihn das Spiel noch auf und er fand einiges Interesse an den Wechselfällen des Glücks, die man am grünen Tische beobachten kann.

An diesem Morgen verlangte er jedoch keine Aufregung von den Karten, sondern nur Zerstreuung und Vergessen seiner Gefühle. Seit Jahren hatte sein Gewissen nicht so laut gesprochen und die Erinnerungen ihn nicht so heftig bestürmt.

Er war mit sich selbst unzufrieden und machte sich bittere Vorwürfe wegen seiner vermeintlichen Schwäche; gern hätte er seinem Zorn gegen irgend Jemanden Luft gemacht.

Mit Einem Worte, er befand sich in der Stimmung, in der die Nerven eine Anreizung verlangen und zu deren Verscheuchung die Aerzte am liebsten einen heftigen Streit verordnen würden.

In dieser Beziehung sollte der Wunsch des Nabob durch unsere drei Cavaliere vollkommen befriedigt werden.

In dem Augenblicke, als seine Equipage vor dem Hause des Clubbs anhielt, entfernte sich ein anderer Wagen im scharfen Trabe, aus dem sich eine Dame gelehnt, ihren Kopf aber sogleich wieder zurückgezogen hatte, als sie Montalt bemerkte.

Die Dame lehnte sich aus dem andern Schlage und winkte mit der Hand einem jungen Manne, der am Eingange des Clubbhauses stand.

Dieser verbeugte sich achtungsvoll und die Equipage verschwand.

Montalt stieg aus. Der junge Mann, welcher nach der neuesten Mode und vielleicht ein wenig zu elegant gekleidet war, betrachtete ihn mit ziemlicher Unverschämtheit durch ein goldenes Lorgnon.

Der Nabob beachtete ihn jedoch nicht und ging in's Haus.

Der junge Mann vertrat ihm den Weg und klopfte ihn auf die Schulter, indem er sagte:

„Ein Wort, Mylord!“

Der Nabob blieb stehen.

„Ich habe doch die Ehre, mit Lord Berry Montalt zu sprechen?“

„Ja,“ antwortete dieser.

„Ich bin der Graf Alain von Pontalès,“ versetzte der junge Mann.

Montalt, der ihn bis jetzt noch keines Blickes gewürdigt hatte, erschrak bei diesem Namen und sah ihn an.

„So?“ entgegnete er; „was wünschen Sie von mir?“

„Ich möchte Sie um eine Erklärung bitten, Mylord ... Sie kennen die Frau Marquise von Urgel?“

„Ich weiß es nicht ...“ erwiderte Montalt.

„Wie? Sie wissen es nicht?“ rief der junge Graf mit erhobener Stimme.

„Nein. ... Ist dies Alles, was Sie mir zu sagen hatten?“

Der junge Pontalès war eben aus Lola's Wagen gestiegen und sein Kopf daher noch in der ersten Hitze; die kalte Gleichgiltigkeit des Nabob verdroß ihn.

„Ich habe Ihnen noch zu sagen, Mylord,“ antwortete er in herausforderndem Tone, „daß es eines

Gentleman unwürdig ist, sich durch vorgebliche Unwissenheit den Folgen einer Gemeinheit entziehen zu wollen. Sie haben eine Dame beleidigt, die ich liebe, und auf deren Liebe ich stolz bin."

Montalt richtete sein durchbohrendes Auge auf den jungen Mann, als ob er in dessen Gesichtszügen eine Erinnerung suchen wollte.

„Sie gleichen ganz Ihrem Vater, Herr von Pontalès," sagte er endlich. „Ich weiß nicht, ob ich Ihre Geliebte beleidigt habe, aber Sie mißfallen mir, junger Mann."

„Dann werden wir uns verständigen."

„Allerdings, Herr von Pontalès," versetzte Montalt, indem er ein kleines Notizbuch aus der Tasche nahm, „denn ich gehöre nicht zu denen, die ihre Gegner wählen, und ich versichere Ihnen, daß es mir, wenn ich Lust habe, mich zu schlagen, ganz gleichgiltig ist, ob ich es mit einem wirklichen Edelmanne oder mit einem Lump zu thun habe, der sich mit Grafenfedern schmückt!"

„Mylord!" rief Pontalès in drohendem Tone.

Der Nabob hatte sein Notizbuch schon geöffnet und den Bleistift in der Hand.

„Es wird jetzt um sechs Uhr Tag," sagte er, „also will ich ein Viertel vor sechs im Gehölz von Boulogne an der Porte d'Orleans sein. Ihre Waffe?"

„Der Degen."

Montalt schrieb in sein Notizbuch:

„Dreiviertel auf sechs Uhr, Herr von Pontalès."

Dann grüßte er den jungen Grafen durch eine Handbewegung und ging die Treppe nach dem Clubb hinauf.

Es befanden sich erst wenige Gäste im Saale des **trente et quarante**, wo Montalt gewöhnlich spielte und wo er fast täglich mit dem Chevalier von Las Matas und seinen beiden Genossen zusammentraf.

Er sah sich nach dem Chevalier um, bemerkte ihn aber noch nicht unter den Anwesenden. Robert war jedoch ganz in der Nähe. Er stand hinter der angelehnten Thür eines Nebenzimmers und zeigte Montalt dem neben ihm stehenden Vincenz von Penhoël.

„Wie?" sagte dieser überrascht, „sind Sie dessen gewiß?"

„Ganz gewiß," entgegnete Robert.

Vincenz senkte den Kopf und schien unschlüssig zu sein.

Plötzlich richtete er sich wieder auf und seine Augen funkelten zur großen Freude des Amerikaners, der seinen Zweck erreicht sah.

„Ja, ja," sprach er vor sich hin; „es ist wahr ... die beiden Neger! ..."

Er erinnerte sich eben der beiden Schwarzen, die er auf dem Dampfschiffe unter der Dienerschaft des Nabob gesehen hatte.

„Wollen Sie mir sechs Louisd'ors leihen?“ fragte er Robert.

Dieser beeilte sich, seinem Wunsche zu entsprechen.

„Auf keinen Fall aber nennen Sie mich!“ sagte er noch, als Vincenz in das Spielzimmer trat.

Dieser ging geraden Weges auf den Nabob zu, dessen Gesicht sich bei seinem Anblicke aufheiterte.

„Sieh da!“ rief Montalt; „ich irre mich nicht... Sie sind mein junger Matrose aus der Bretagne?“

Zugleich reichte er ihm die Hand.

Vincenz aber that nichts zur Erwiderung dieses freundlichen Entgegenkommens.

„Ich habe zwei Verpflichtungen gegen Sie, Mylord,“ sagte er:„ Die erste besteht in einer pekuniairen Schuld, die ich abtragen will ... hier sind Ihre sechs Louisd'ors.“

„Joseph!“ rief der Nabob einem eben vorübergehenden Kellner zu, welcher neue Karten auf einem Präsentirteller brachte.

Der Kellner trat näher.

„Hier,“ sagte Montalt, indem er ihm die sechs Goldstücke gab, „trinken Sie ein Glas Wein auf meine Gesundheit.“

Dann sprach er zu Vincenz:

„Wir sind also jetzt quitt, lieber Freund.“

„Noch nicht!“ erwiderte Vincenz; „denn ich will

Ihnen auch den zweiten Dienst vergelten, den Sie mir erzeigt haben.“

„Welchen Dienst?“ fragte Montalt im natürlichsten Tone.

„Sie haben mir das Leben gerettet, Mylord.“

„Es ist wahr ... dies hatte ich vergessen.“

„Ich aber nicht ... und anstatt Sie umzubringen, wozu ich das Recht hätte, biete ich Ihnen eine Möglichkeit der Rettung.“

Montalt betrachtete den jungen Mann mit Erstaunen.

An einen Scherz konnte er unmöglich glauben, denn das Gesicht hatte den finstren und fast wilden Ausdruck, den wir im Augenblicke seines Selbstmordversuches an ihm wahrgenommen haben. Ein innerer Zorn sprach aus seinen drohenden Augen und er vermochte kaum seine Stimme zu beherrschen.

Vincenz war ein energischer und stolzer junger Mann, der sich nicht in leeren Schmähungen Luft machte. Er hatte die Ruhe der Kraft.

„Sagen Sie mir, mein junger Freund,“ versetzte der Nabob, der sich die ganze Scene nicht erklären konnte, „haben Sie etwa einen kleinen Anfall von Wahnsinn? Ich frage Sie um Alles in der Welt, warum Sie mich umbringen wollen?“

„Warum ich Sie umbringen will?“ entgegnete Vincenz, dessen Stirn sich verfinsterte; „Sie erinnern

sich, Mylord, daß ich Ihnen früher einmal die Geschichte eines jungen Mädchens erzählt habe, die am Abende eines Festes als reine Jungfrau auf einer Rasenbank eingeschlafen war und die bei ihrem Erwachen ...“

„Ich entsinne mich,“ unterbrach ihn Montalt, dessen Wangen sich plötzlich entfärbten.

„Der Mann, der sich in die Laube geschlichen,“ fuhr Vincenz fort, „hatte nur Einen Zweck und Eine Hoffnung ... durch aufopfernde Liebe sein Vergehen wieder gut zu machen. Nachdem der Schuldige zwei Monate lang sein Opfer gesucht und in Noth und Elend geschmachtet hatte, fand er das Mädchen endlich wieder, und als er eben zu ihr eilen wollte, um sie auf den Knieen um Vergebung zu bitten und ihr sein ganzes Leben zu weihen, entführte ihm ein Schurke die Geliebte von Neuem. Kennen Sie den Namen dieses Schurken, Mylord?“

„Wie sollte ich ihn kennen?“ versetzte Montalt.

„Lügen Sie nicht!“ rief Vincenz mit einem durchbohrenden Blicke, während der Nabob über diese Beleidigung unwillkürlich erschrak; „Sie selbst haben sie entführen lassen, Mylord! ... Ich bin meiner Sache gewiß und Sie sollen nun erfahren, wie ich mich meiner Verpflichtung gegen Sie entledige. Geben Sie mir meine Braut zurück, so wie sie in Ihr Hôtel ge-

bracht worden ist, und ich will Ihnen glauben, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß es noch Zeit ist."

Der Nabob war wie aus den Wolken gefallen, denn er wußte kein Wort von dem nächtlichen Ausfluge der Herren Eduard und Leo von Saint-Remy in seiner Equipage und mit seinen beiden Negern.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre gute Meinung von meiner Ehrenhaftigkeit," sagte er, ohne noch etwas Anderes als Staunen und Ueberraschung zu empfinden; „aber es ist mir durchaus unmöglich, Ihnen einen Beweis davon zu geben. . . . Ich kann nicht etwas zurückgeben, was ich nicht genommen habe, mein junger Freund."

„Sie weigern sich also?" rief Vincenz empört. „Hüten Sie sich, Mylord!"

„Drohen Sie mir und beleidigen Sie mich, wie Sie wollen," versetzte Montalt. „Sie können mir den Degen in die Hand geben, aber aufbringen können Sie mich nicht. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Sie sich in einem starken Irrthume befinden."

Vincenz schwieg einen Augenblick.

„Ich habe Ihnen das Leben angeboten," sagte er dann, „aber Sie wollen es nicht annehmen. Jetzt sind wir quitt und Ihr Blut komme über Sie selbst! ... Ich muß mir selbst Gerechtigkeit verschaffen, denn ich bin proscribirt und kann den Schutz der Gesetze meines Vaterlandes nicht anrufen."

Montalt nahm abermals sein Notizbuch hervor.

„Welcher Waffe gedenken Sie mich zu opfern, junger Mann?“ fragte er.

„Dem Degen,“ antwortete Vincenz; „wir wollen sehen, ob Sie morgen noch spötteln, Mylord!“

„Ich habe morgen früh dreiviertel auf sechs Uhr ein kleines Rencontre,“ sagte Montalt mit der größten Ruhe, „also werde ich um sechs Uhr frei sein.... Ist es Ihnen genehm, so treffen wir uns um diese Zeit an der Porte d'Orleans im Gehölz von Boulogne.“

„Es ist mir ganz recht.“

Montalt schrieb unmittelbar unter die erste Notiz in sein Taschenbuch:

„Um sechs Uhr, Herr Vincenz.“

Dieser entfernte sich hierauf, während der Herr Chevalier von Las Matas sich hinter der Thür des Nebenzimmers in's Fäustchen lachte.

Der Bankier nahm jetzt seinen Platz ein und die Liebhaber des trente et quarante setzten sich an den Tisch.

Ohngefähr in dem nämlichen Augenblicke ereignete sich eine kleine Scene auf dem Vorsaale des Clubbs.

Nicht Jeder hatte in dieser Gesellschaft Zutritt, und Fremde mußten durch einen bekannten Stammgast eingeführt werden.

Etienne und Roger waren von dem Thürsteher

angehalten worden und dieser verweigerte ihnen, trotz ihrer beharrlichen Zudringlichkeit, den Eintritt.

Zum Glück aber spielten unsere drei Cavaliere, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, seit diesem Morgen die Rolle des Zufalls bei dem Nabob.

Als Etienne und Roger sich, des Kampfes müde, wieder entfernten, begegneten sie am Ausgange dem gefälligen Herrn, der sie auf dem Balle des Nabob angesprochen hatte.

Der Herr Baron Bibander schien hocherfreut über dieses Zusammentreffen und bewillkommnete sie mit einem herzlichen Händedrucke.

„Ei, ei!“ sagte er, „wie es scheint, wollen Sie sich über Ihren kleinen Liebeskummer durch eine Partie trente et quarante trösten?“

Der Mann kam wie gerufen.

„Man verweigert uns den Eintritt, Herr Baron,“ entgegnete Roger lebhaft. „Können Sie uns wohl behilflich sein, dieses Hinderniß zu beseitigen?“

„Ja wohl, mit Vergnügen, meine Herren!“ versetzte Bibandier; „es freut mich, daß ich Ihnen gefällig sein kann.“

Mit einer wichtigen Amtsmiene ging er auf den Thürsteher zu und sprach leise einige Worte mit ihm, worauf dieser sich ehrerbietig verbeugte.

„Kommen Sie, meine Herren,“ rief nun der Baron, „es steht Ihnen nichts mehr im Wege.“

Die Thür des Fremdenclubbs öffnete sich für Etienne und Roger, und sie wurden sogar der Mühe überhoben, ihrem Einführer zu danken, denn dieser verschwand sogleich im Nebenzimmer, um den Herrn Chevalier von Las Matas aufzusuchen.

„Bravo!“ sagte Robert, „ich habe ihm schon zwei Stöcke zwischen die Beine geworfen.“

„Wie so zwei?“

„Zuerst den kleinen Pontalès, und dann den Gelbschnabel Vincenz, der ausdrücklich Gott weiß woher gekommen zu sein scheint, um uns als Waffe zu dienen.“

„Still!“ versetzte Bibandier; „der Tanz beginnt!“

Etienne und Roger hatten Montalt in der That angeredet.

Dieser war in der abscheulichsten Laune. Der erste Streit hatte ihm eher Vergnügen als Verdruß gemacht, da er ein Ableiter für seine ärgerliche Stimmung gewesen war; die Herausforderung von Vincenz aber hatte das Gleichgewicht wiederhergestellt und seinen Unmuth zurückgeführt.

Er hatte sich dieses jungen Mannes immer mit theilnehmender Freundschaft erinnert, und zur Vergeltung des ihm geleisteten Dienstes trat er ihm jetzt mit bewaffneter Hand gegenüber.

Er befand sich also, wie gesagt, in der verdrüß-

lichsten Stimmung, als Etienne und Roger auf ihn zukamen.

Das Gesicht des jungen Malers war blaß und verstört, während Rogers Augen funkelten und die Röthe des Zornes seine Stirn bedeckte.

Montalt erinnerte sich dessen nicht mehr, was Seïd ihm über die beiden Freunde gesagt hatte. Ihr Anblick verursachte ihm nur Staunen, weil er sie noch nie an diesem Orte gesehen hatte.

„Wie kommt es...?“ begann er.

„Wir möchten einige Worte allein mit Ihnen sprechen, Mylord,“ unterbrach ihn Etienne in kaltem und gemessenem Tone.

Montalt betrachtete die beiden jungen Männer abwechselnd und entsann sich jetzt dunkel der Worte seines Negers.

„Ich habe gehört, daß Sie mich verlassen wollen, wie mir eben einfällt,“ entgegnete er auf Etienne's Anrede.

„Wir wollen noch mehr, Mylord!“ versetzte Roger mit unwillkürlich erhobener Stimme.

„Still!“ sagte Etienne, „Du hast mir versprochen, mich das Wort führen zu lassen.“

Der Nabob sah sie noch immer an und kreuzte die Arme über die Brust.

„Wollen Sie etwa auch Händel mit mir suchen?“

rief er endlich. „Sollte ich Ihnen vielleicht Ihre Geliebten entführt haben?"

„Mylord! Mylord!" versetzte Roger, dem der Zorn das Blut zum Sieden brachte; „der Hohn ist zu stark, und ich versichere Ihnen, daß unsere Rache keines Spornes mehr bedarf!"

Montalt wußte nicht, was er denken sollte.

„Wahrhaftig," erwiderte er, „ich glaube, es ist eine Wette! ... Ich habe also richtig gerathen, meine Herren, Sie suchen wirklich Streit mit mir?"

Roger wollte antworten, aber Etienne unterbrach ihn, indem er sagte:

„Wir haben Sie mit aufrichtiger Dankbarkeit geliebt, Mylord, und ich glaube, daß auch Sie uns Ihr Wohlwollen schenkten ... aber der Schein trügt zuweilen."

„Der Schein!" wiederholte Roger mit verächtlichem Stolze, „wenn man mit eigenen Augen gesehen hat!"

Etienne gebot ihm durch einen Wink Stillschweigen.

„Wollte Gott, ich hätte mich geirrt!" fuhr er fort. „Doch, es ist nicht von Ihnen allein die Rede, Mylord, sondern auch von zwei jungen Mädchen ..."

„Zwei!" unterbrach ihn Montalt lächelnd; „also im Ganzen vier!"

Dem jungen Maler stieg das Blut in's Gesicht,

aber er beherrschte sich und sprach mit der nämlichen Ruhe weiter:

„Es handelt sich um mein und um Rogers Glück. Sie wissen, Mylord, daß wir Beide, die Sie als geliebte Söhne betrachteten, nur eine Hoffnung und nur eine Liebe hatten...“

„Fräulein Diana und Fräulein Cypriane,“ murmelte der Nabob; „ich habe nicht die Ehre, sie zu kennen.“

„Wie, Sie kennen sie nicht?“ rief Roger mit Ungestüm. „Beim Himmel, Mylord, Sie lügen!“

Montalts Stirn faltete sich ein wenig.

„Es liegt klar am Tage,“ erwiderte er, „daß meine beiden jungen Brüder, meine geliebten Söhne, um mit Herrn Etienne zu sprechen, sich vorgenommen haben, mir den Hals zu brechen. Ich kann es nicht ändern.“

„Ich beleidige Sie nicht, Mylord,“ fuhr Etienne in schmerzlichem Tone fort, „und ich bitte Sie, meinem Freunde zu verzeihen, denn er ist sehr unglücklich! Wenn Sie wüßten, was wir seit gestern gelitten haben!“

Montalt machte eine Geberde des Unwillens.

Vielleicht war die vollkommene Unwissenheit, die er an den Tag legte, jetzt nicht mehr ganz aufrichtig, und er hatte vielleicht, ohngeachtet der Namen Bertha und Louise, welche die beiden Töchter des Oheims Johann ihm gegenüber angenommen, schon eine dunkle

Ahnung von der Wahrheit. Allein er war so sehr aufgeregt, daß es nur wenig mehr bedurfte, um seinen Zorn zu reizen.

Er wurde jetzt wieder der harte und jähzornige Mann, der die Bitten des Herzens mit höhnischem Spott erwiderte und ein Vergnügen daran fand, in seiner Gefühllosigkeit zu beharren.

Roger ertrug nur sehr schwer das schonende Benehmen seines Freundes, der sich so lange als möglich beherrschte, nicht sowohl um Montalts willen, als vielmehr wegen Diana, die er sonst in's Unglück zu stürzen fürchtete.

„Ich bitte Sie," hob er wieder an, „haben Sie Mitleid mit unserm Schmerze und antworten Sie uns ... sagen Sie uns, daß wir uns geirrt haben, und geben Sie uns einen Beweis davon!"

Berry Montalt gähnte.

Roger erstickte fast vor Wuth.

„Wir wissen," sprach Etienne weiter, „daß Sie zuweilen die sonderbare Idee haben, Ihre Güte unter einem äußern Scheine von verstellter Härte zu verbergen ... Aber Sie sehen uns mit gebrochenem Herzen vor sich ... spotten Sie nicht über unsere Qualen!"

Der Nabob gähnte von Neuem.

„Meine Herren!" sagte er endlich, seinem Charakter gemäß, der eben so wohl im Bösen zu weit ging als im Guten, wenn er sich einmal auf dem schlim-

men Wege befand, „ich habe in meinem Leben viele junge Mädchen von allen Farben kennen gelernt... ich habe mich, so gut ich konnte, zu amusiren gesucht, aber wenn ich zur Strafe für jedes Liebesabenteuer einen solchen Eid leisten müßte, so würde ich in Zukunft darauf verzichten."

„Sie verweigern uns also jede Erklärung, Mylord?" rief Etienne, dessen ernste Ruhe zu Ende war.

„Ein Duell ist mir lieber," antwortete Montalt.

„So wählen Sie unter uns," sagte Etienne mit dumpfer Stimme; „mag es ein Kampf auf Leben und Tod sein!"

„Mich müssen Sie wählen!" rief Roger, „denn ich sage Ihnen, daß Sie ein Schurke, ein elender Bube sind!... Ich habe den Leuten immer nicht glauben wollen, welche sagten, daß Sie Ihre Ausschweifungen bis zu den schamlosesten Excessen treiben; aber jetzt habe ich es selbst gesehen, daß Sie ein erbärmlicher, herz- und ehrloser Mensch sind! ... Morgen muß ich Sie oder Sie mich umbringen!"

Der Nabob hatte schon das verhängnißvolle Notizbuch wieder hervorgenommen.

„Weder der Eine noch der Andre," sagte er, indem er einige Worte mit Bleistift schrieb; „ich will mir das Vergnügen machen, Sie zu verschonen, meine jungen Helden."

„Noch einmal, wen wählen Sie?" rief Etienne.

„Alle Beide, nämlich: Herrn Etienne Moreau um Ein Viertel nach sechs Uhr, und Herrn Roger von Launoy um halb sieben Uhr. Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich selbst die Zeit bestimme, aber Andere sind früher gekommen als Sie.“

Etienne hielt Roger seit einigen Sekunden am Arme zurück, um ihn zu verhindern, daß er sich an dem Nabob vergriff.

Dieser entfernte sich mit einer Verbeugung, indem er noch sagte:

„Also im Gehölz von Boulogne an der Porte d'Orleans... Auf das Vergnügen, Sie wiederzusehen, meine Herren.“

Diese Scene hatte am anderen Ende des Zimmers stattgefunden. Montalt kehrte zum Spieltische zurück und nahm unter den Spielern Platz.

Er legte ein Packet Banknoten vor sich hin, und vielleicht noch nie hatte man sein schönes Gesicht so kalt und gleichgiltig gesehen.

Etienne und Roger hatten den Clubb inzwischen wieder verlassen.

Während der Nabob etwa seit einer Viertelstunde am grünen Tische saß und wie gewöhnlich mit einer stoischen Ruhe verlor, hörte man ein dumpfes Geräusch im Vorzimmer.

Nach einem kurzen und ziemlich lauten Wortstreite wurde die Thür geöffnet und ein Mann trat

herein, wie man wohl noch keinen im Fremdenclubb gesehen hatte.

Die Thürsteher und Kellner hatten ihm lange den Eintritt verweigert, und um diesen endlich zu erlangen, mußte er mit gebieterischer Autorität den Namen Berry Montalt nennen. Dieser aber war ein so angesehener Gast, daß seine Protection selbst einem Bettler Zutritt verschafft haben würde.

Es war übrigens im Aeußern durchaus kein großer Unterschied zwischen einem Bettler und dem Angekommenen.

Es war ein Greis von langer Gestalt, dessen Kopf auf die Brust gebeugt und mit spärlichen, schneeweißen Haaren umsäumt war. Er trug einen abgenutzten Bauernanzug von alterthümlichem Schnitt, und seine Fußbekleidung bestand aus plumpen Holzschuhen.

Bei dem ungewöhnlichen Geräusch, das seine Schritte auf dem Fußboden des Zimmers machten, sah sich Jedermann nach ihm um. Nur Montalt würdigte ihn keiner Beachtung.

Niemand konnte sich diese Maskerade erklären, über welche unsere drei Cavaliere, die hinter der Thür des Nebenzimmers lauschten, allein hätten Auskunft geben können.

Der Greis blieb dem Spieltische gegenüber stehen.

„Wer von Ihnen heißt Berry Montalt?“ fragte

er mit sanfter, aber fester Stimme die anwesenden Spieler.

„Ich,“ antwortete der Nabob, ohne sich umzublicken.

„Dann haben Sie die Güte, mich zu begleiten, ... ich muß Etwas mit Ihnen sprechen.“

„Ich glaube, mein werther Herr,“ sagte Montalt, ohne aufzustehen, „daß ich Ihre Absicht schon kenne ... Es ist ohne Zweifel von einer Entführung die Rede.“

„Allerdings, von der Entführung meiner Nichte,“ versetzte der Alte mit einfacher Ruhe.

„Also von Ihrer Nichte,“ entgegnete Montalt, „und Sie wollen mich zum Zweikampf fordern...?“

„Ganz recht, weil Sie so reich sein sollen, daß Sie die Gesetze nicht fürchten.“

Montalt hatte bereits sein Notizbuch geöffnet auf den Tisch gelegt.

„Sie werden doch nicht die Thorheit begehen, Mylord,“ rief ein polnischer Graf am andern Ende des Tisches, „eine Herausforderung von diesem armen Teufel anzunehmen?“

„Gehölz von Boulogne, Porte d'Orleans,“ sagte Montalt, anstatt zu antworten. „Welchen Namen habe ich zu notiren?“ fragte er den Greis.

„Johann von Penhoël,“ antwortete dieser.

Montalt erschrak und machte eine Bewegung, als wollte er sich abwenden. Aber er beherrschte sich.

Eine Todtenblässe hatte plötzlich sein Gesicht überzogen, und seine Hand zitterte sichtbar, als er auf die fünfte Zeile in sein Notizbuch schrieb:

„Johann v. Penhoël, ein Viertel vor sieben Uhr.“

Unsere drei Cavaliere hinter der Nebenthür waren außer sich vor Freude.

„Eine köstliche Posse!“ sagte Robert zu seinen beiden Spießgesellen, „besonders der Alte war einzig. Selbst angenommen, daß Montalt davon kommt, haben wir doch von morgen früh fünf Uhr an freies Spiel. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn unsre Partie jetzt nicht schöner stände als je!“

III.

Penhoëls Rache.

Am Morgen dieses Tages hatte zum ersten Male ein fremdes Auge das entsetzliche Elend in der Dachkammer mit angesehen, wo die ehemaligen Besitzer von Penhoël in der drückendsten Noth schmachteten.

Bisher war das Geheimniß dieser gänzlichen Entblößung von dem Nothwendigsten nur von den beiden Töchtern des Oheims Johann entdeckt worden.

Ein Zufall machte endlich einen mitleidigen Nachbar aufmerksam, und an dem heutigen Morgen war fürs Erste der alte Géraud, der ohne eine andre Krankheit als Hunger und Mangel an Pflege dem Tode entgegenging, in's Hospital gebracht worden.

Denn seitdem ihn seine Schwäche an's Lager fesselte, hatte der alte Gastwirth sich beharrlich geweigert, etwas Kräftiges zu genießen, um das Brot der unglücklichen Familie nicht zu vermindern.

Als der Nachbar, welcher den alten Géraud in's Hospital bringen ließ, sich wieder entfernte, ließ er ein Dreifrankenstück auf dem Strohsacke zurück. Der Mann war ebenfalls arm und konnte nicht mehr thun.

Sobald der Strohsack leer war, kroch René von Penhoël auf den Händen und Knieen dahin, um den noch warmen Platz des Kranken einzunehmen. Er fand das Geldstück und verbarg es heimlich in der Tasche.

Martha saß noch immer auf der Stelle, wo wir sie am vorigen Abend gefunden haben. Ihre Hände lagen gefaltet auf dem Schooße und sie lehnte unbeweglich an der Wand. Ihr abgezehrtes Gesicht war so bleich, daß man sie hätte für todt halten können.

Der Oheim Johann kniete vor ihr und betrachtete sie schweigend.

Plötzlich wurde an die Thür geklopft. Der Oheim glaubte, der Nachbar käme noch einmal zurück und rief daher: „Herein!“

Die Thür wurde geöffnet und ein Mann in der gewöhnlichen Tracht der Commissionaire trat ein.

„Wohnt hier Herr Johann von Penhoël?“ fragte er, indem er sich verwundert umsah.

„Ja,“ antworetete dieser; „ich bin es selbst.“

„Ich habe einen Brief an Sie abzugeben,“ sagte der Auvergnat, und da ihm der Anblick des Elends in

dieser Kammer schmerzlich war, setzte er hinzu, um sich sogleich wieder entfernen zu können:

„Es ist keine Antwort darauf und mein Gang ist schon bezahlt ... leben Sie wohl.“

Man hörte ihn eiligst die Treppe hinunter gehen.

Der Oheim Johann hatte den Brief in der Hand, den Robert bei einem öffentlichen Schreiber im Faubourg Saint-Honoré geschrieben.

Der Brief lautete ohngefähr folgendermaßen:

„Sie haben Muth, Sie lieben Frau von Penhoël und Sie sind jetzt der einzige Vertheidiger der Ehre des Namens Penhoël.

„Ihre Nichte Blanca befindet sich in den Händen eines so reichen und mächtigen Mannes, daß ihn die menschliche Gerechtigkeit nicht erreichen würde.

„Sie sind Edelmann und haben als Soldat gedient.

„Der Mann, von dem ich spreche, ist ein Engländer, Namens Berry Montalt und Sie werden ihn im Fremdenclubb, Straße Saint-Honoré Nr. **, finden.

„Um Zutritt in den Clubb zu erlangen, ist der Name Berry Montalts selbst die beste Stütze.“

Während er las, sah Martha ihn staunend an, denn die Ankunft eines Briefes war in dieser Noth und Verlassenheit etwas zu Ungewöhnliches.

„Ich will ausgehen, meine Tochter,“ sagte der

Oheim Johann, indem er ihr die Hand küßte. „Lassen Sie den Muth nicht sinken! Gott wird sich unserer erbarmen.“

Martha schüttelte wehmüthig den Kopf und schlug die Augen nieder, ohne weiter etwas zu fragen.

Der Oheim nahm seinen Hut und entfernte sich.

Martha blieb allein mit ihrem Gatten. Dieser Fall war seit der Abreise vom Schlosse noch nie vorgekommen; immer war entweder der Oheim Johann oder der alte Géraud bei ihnen gewesen; eben so wenig war in diesen zwei Monaten die unmenschliche Scene, welche im Augenblicke der Abreise auf dem Schlosse stattgefunden hatte, von irgend Jemandem erwähnt worden.

René schien sie vergessen zu haben und Martha wollte sich ihrer nicht erinnern.

Der Oheim Johann hatte René lange im Geheimen sorgfältig bewacht, aber seit einigen Wochen war er weniger aufmerksam, da in René Alles erstorben zu sein schien, bis auf den Zorn, und man ihn nur anzusehen brauchte, um die Gewißheit zu haben, daß er nicht mehr fähig war, einen Rachegedanken zu fassen.

Ganze Tage blieb er unbeweglich in seinem Winkel und erwachte nur hin und wieder aus seiner gefühllosen Stumpfsinnigkeit, um die halb zerbrochene

Flasche an den Mund zu setzen, in welche der Oheim zuweilen einige Tropfen Branntwein füllte.

Und wenn die Flasche geleert war, ließ er sein bärtiges Gesicht auf die Brust sinken und blieb vom Morgen bis zum Abend stumm und unbeweglich. Er ließ sich die Pflege seiner Gattin theilnahmlos gefallen und wenn sein erloschener Blick zuweilen von ohngefähr auf sie fiel, hätte man vergebens ein Zeichen von irgend einem Gefühl in seinen Augen gesucht.

Der Oheim Johann traute diesen äußeren Merkmalen und fürchtete nichts mehr.

Einmal, als in der ärmlichen Bodenkammer ein Licht angezündet worden war, wollte der alte Géraud gesehen haben, daß René von Penhoël mitten in der Nacht an der Wand gestanden und seine Gattin mit funkelnden Augen betrachtet hatte.

Dabei murmelten seine bleichen Lippen drohende Worte, welche der Kranke zum Theil verstanden hatte. Seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen und es schien dem alten Géraud, als hätte er sich auf die schlummernde Martha stürzen wollen, um sie in seinen abgemagerten Armen zu erdrücken.

Aber Géraud hatte das Fieber und dieses ruft Erscheinungen und böse Träume herbei.

Am folgenden Morgen saß René wieder in seinem Winkel und nichts hatte Martha's Schlaf gestört.

Der Oheim Johann dachte nicht mehr an diesen

Vorfall und hegte nicht die mindeste Besorgniß, als er die Thür der Bodenkammer hinter sich schloß.

René lag auf dem Strohsacke des alten Géraud und stellte sich, als ob er schliefe. Sobald aber die Schritte des Oheims auf der Treppe verhallt waren, öffnete er die Augen und warf einen matten Blick umher.

Dann richtete er sich auf, nahm das Dreilivresstück aus der Tasche und betrachtete es von allen Seiten. Von dem Geldstück wendeten sich seine Augen mit einem vergnügten Lächeln nach der Branntweinflasche.

Als aber sein Blick von Neuem in der Kammer umherschweifte und auf Martha fiel, die ihm den Rücken zuwendete, verschwand das Lächeln, seine erloschenen Augen funkelten plötzlich und seine Stirn zog sich in finstre Falten.

Wer diesen Blick gesehen hätte, der würde mit Schaudern den Gedanken an ein Verbrechen darin gelesen haben.

Martha ahnete nichts. Sie dachte wie immer an die Noth der Gegenwart und an das Glück der Vergangenheit. Drei Namen schwebten beständig auf ihren Lippen, die Namen Diana's, Cyprianens und besonders Blanca's, die noch lebte, die das Idol dieses gebrochenen Herzens, die Hoffnung dieses zertrümmerten Lebens war.

Die beiden Anderen lebten nicht mehr und waren des himmlischen Glücks theilhaftig, Blanca aber, die unglückliche Jungfrau, welche Mutter werden sollte, litt als das Opfer eines geheimnißvollen, unerklärlichen Anschlags.

Martha hatte die Tage gezählt, ihre Tochter mußte jetzt erstaunen und erschrecken vor den Zuckungen in ihrem Schooße.

Was that sie? wer tröstete sie in ihrer Angst? in welchem Busen konnte sie in der verhängnißvollen Stunde ihre erröthende Stirn verbergen?

Und das Kind! ... Martha's Herz klopfte in einer zweifachen Gemüthsbewegung, denn in die Angst der Gegenwart mischte sich eine Erinnerung.

Das Unglück der Tochter war auch das Unglück der Mutter gewesen, und es schien, als hätte der Zorn Gottes es dem Hause Penhoël zweimal als eine unheilvolle Erbschaft beschieden.

Eines Abends hatte die unglückliche Martha, als sie noch ein Mädchen war, ihr Zimmer verlassen. Ihr Herz war rein und unschuldig wie Blanca's Herz, aber der Schmerz in ihrem Schooße rief ihr zu: Du bist Mutter!

Und obgleich sie nichts in ihren Erinnerungen fand, so sprach doch eine geheime Stimme in ihrem Herzen und nannte ihr den Vater ihres Kindes.

Es war ein Mann, den sie mit reiner und auf=

opfernder Zärtlichkeit liebte, ihre erste und einzige Liebe, Ludwig von Penhoël, der sie verlassen hatte.

Sie sah sich im Geiste trostlos, voll Angst und Verzweiflung den schattigen Weg hinuntergehen, der vom Schlosse nach dem Dust führte.

Und die Thür des armen Benedict Haligan öffnete sich, um sie aufzunehmen. Hier gebar Martha beim flackernden Scheine eines Kienspahnes zwei Mädchen, deren erstes Lächeln ihr in diesem Augenblicke vor die Seele trat und ihr Thränen des Schmerzes auspreßte.

Diana und Cypriane waren das unglückliche Zwillingspaar.

Martha war nicht allein bei dem Fährmanne; Johann von Penhoël und seine Gattin wachten an ihrem Lager und verließen die junge Wöchnerin keinen Augenblick.

Johanns Gattin nahm die beiden Kinder zu sich und wurde ihre Mutter.

Ach! wie viel unglücklicher noch war Blanca! Kein befreundetes Herz tröstete sie an ihrem Schmerzenslager, sie war vielleicht nur von Verachtung und Hohn umgeben! ...

Dies waren Martha's Gedanken.

In René schien währenddem eine sonderbare Veränderung vorzugehen. Sein stumpfes Gesicht

belebte sich und seine Augen rollten feurig in ihren Höhlen.

Ein Blitz hatte die dunkle Nacht seines Verstandes erleuchtet, seine Lippen murmelten unartikulirte Laute vor sich hin, seine geballte Hand erhob sich drohend gegen Martha und sein Mund verzog sich zu einem wilden Lächeln.

Schwankend stand er auf, denn seine Füße waren nicht mehr gewohnt, die Last seines Körpers zu tragen, und wer ihn so gesehen hätte, würde erschrocken sein über seine skelettähnliche Magerkeit.

Er war nicht mehr der Schatten des früheren Gebieters von Penhoël und Die, welche sonst den Wein seiner Tafel getrunken hatten, würden ihn nicht wieder erkannt haben.

Er ging zuerst an das kleine Dachfenster und betrachtete es aufmerksam, indem er mit befriedigter Miene den Kopf neigte.

Dann kehrte er zurück an den Verschlag, hinter dem wir Diana mit Thränen in den Augen das Elend der unglücklichen Familie haben beobachten sehen.

In diesem Verschlage befanden sich eine große Menge Löcher und Spalten, welche René genau zählte, ohne den kleinsten Riß zu vergessen.

Diese Arbeit schien ihm Vergnügen zu machen.

Er stand jetzt vor Martha, welche alle seine Bewegungen sehen konnte; aber die unglückliche Frau

warf nur einen gedankenlosen Blick auf ihn. Ihr Geist war anderwärts und sie wußte nicht, warum Penhoël die Spalten der Bretwand zählte.

Als René die letzte Oeffnung untersucht hatte, strich er sich die Haare mit beiden Händen aus dem Gesicht und blickte Martha mit finstrer Miene an, während er vor sich hin murmelte:

„Ich bin der Gebieter!“

Er nahm hierauf die leere Flasche unter den Arm und ging mit dem unsicheren Schritte eines Trunkenen auf die Thür zu.

Martha hörte sie öffnen und schließen. Sie war allein.

Schon oft war sie in der großen Hauptstadt umhergeirrt, um ihre Tochter zu suchen, aber immer vergebens; doch die Hoffnung einer Mutter ist unsterblich. Ihr erster Gedanke war, auszugehen und noch einmal von Haus zu Haus durch die unbekannten Straßen zu eilen, um überall nach Blanca zu fragen.

Sie stand auf; so groß ihre Schwäche auch war, sie würde sie nicht zurückgehalten haben; aber René hatte die Thür von außen verschlossen.

Traurig kehrte Martha auf ihren Platz zurück und sank zu Boden.

Sie sollte die Zurückkunft ihres Gatten nicht lange erwarten. Nach einigen Minuten wurde die

Thür wieder geöffnet und der Vicomte vor Penhoël trat ein.

Martha konnte seine beschwerlichen und keuchenden Odemzüge hören, denn er war ohngeachtet seiner Schwäche mit einer schweren Bürde beladen die sechs Treppen eiligst heraufgestiegen.

Er hatte das Dreilivresstück vollständig ausgegeben. Die Flasche war mit Branntwein gefüllt und außerdem brachte er einen ziemlich großen Korb voll Kohlen nebst einem Buche Papier und einem Topf voll Leim mit.

Zuerst setzte er sich auf den Strohsack nieder, um Athem zu schöpfen und einen langen Zug aus der Flasche zu thun. Seine Aufregung schien mit jeder Minute zuzunehmen.

„Ja, ja!" sprach er mit blitzenden Augen vor sich hin; „ich bin der Gebieter!"

Nachdem er einen Augenblick ausgeruht hatte, zerriß er das Papier in Streifen von verschiedener Länge und Breite, die er mit Leim bestrich und dann auf die Spalten des Breterverschlags klebte.

Martha glaubte, er thue dies, um die Kälte in den Winternächten zu vermindern.

Aber als ihre Augen seinem Blicke begegneten, glaubte sie dies nicht mehr, und ohne zu wissen warum, fühlte sie einen Schauder ihren ganzen Körper durchrieseln.

René hatte nach und nach das ganze Buch Papier verbraucht und während seiner Arbeit die Flasche fast geleert. Endlich war keine Oeffnung in der Bretwand mehr zu sehen.

Er fuhr sich mit der Hand über die schweißtriefende Stirn und betrachtete mit Vergnügen sein vollendetes Werk, nahm dann aus einem Winkel der Kammer einen alten eisernen Rost, der wahrscheinlich von dem früheren Abmiether vergessen worden war, und legte die mitgebrachten Kohlen in Form einer Pyramide darauf.

Als er damit fertig war, zündete er sie an.

Martha sah ihm zu und mit Entsetzen errieth sie endlich seine Absicht.

Sie dachte an ihre Tochter und wollte aufstehen, um sich zu vertheidigen, damit Blanca, wenn sie noch lebte, nicht eine Waise würde.

Aber noch ehe sie sich erhoben hatte, kam ihr ein andrer Gedanke in den Sinn und ihre großen blauen Augen strahlten in einem milden Glanze.

„Gott wird sie mir alle Drei im Himmel wiedergeben!“ sagte sie zu sich selbst.

Sie kreuzte die Arme über die Brust und lehnte sich an die Wand.

Schon begann sich die Kammer mit dem Kohlendampf zu füllen. René kniete vor dem Feuer und blies

es mit aller Kraft an, wobei es einen blutrothen Schein auf seine hohlen Wangen warf.

Er lachte und sprach den Namen seiner Gattin und mit noch größerem Hasse den Namen seines Bruders aus.

„Ich war reich! ich war glücklich! ich liebte!“ sagte er zu wiederholten Malen. „Wer hat mir mein Glück, meine Liebe und meinen Reichthum genommen? ... Er und sie! ... O, diesmal wird Niemand kommen! ich bin der Gebieter!“

Sein Kopf wurde schon schwer, denn die Kohlen glühten über und über. Mit Einem Zuge leerte er den Rest des Inhalts seiner Branntweinflasche und fiel dann wie eine leblose Masse auf den Strohsack zurück.

Martha hatte die Augen geschlossen und ihre Ideen schwammen in dem lieblichen Traume, welcher dem Erstickungstode durch Kohlendampf vorhergehen soll.

Auch jetzt, wie immer, war die unglückliche Mutter bei ihren Kindern.

Aber es war kein Unterschied mehr zwischen ihren drei Töchtern; sie konnte sie mit gleicher Zärtlichkeit lieben und ihre Küsse zwischen ihnen theilen.

Gott führte sie ihr in langen weißen Gewändern und mit Blumen bekränzt entgegen, und die Engel des Paradieses freuten sich über ihr Mutterglück.

Und wie liebten sie einander alle drei! und wie liebten sie ihre Mutter!

Und hinter ihren Engelsköpfen erblickte Martha wie durch einen Nebelschleier ein anderes Gesicht, die Züge eines Mannes, der sich zu schämen und zu verbergen schien.

Doch Gott verzeiht Allen und im Himmel darf man nicht an die auf der Erde erduldeten Leiden denken.

Im Himmel ist jede Liebe rein, jede Leidenschaft wird durch das Auge Gottes geläutert. Martha's heitere Lippen riefen Ludwig von Penhoël! ...

Die dunkle Nacht ihres Geistes verdichtete sich mehr und mehr; sie fühlte den Tod herannahen.

Während sie die Worte ihres letzten Gebets zu sammeln suchte, erhielt ihre Betäubung plötzlich einen Stoß, ein frischer Luftzug strömte über ihr Gesicht und sie schlug die Augen auf.

Oder sie glaubte vielmehr nur sie zu öffnen, denn was sie jetzt sah, war etwas Unmögliches.

Ihre beiden gestorbenen Töchter, Diana und Cypriane, standen vor ihr, aber nicht in langen weißen Kleidern, sondern in ihrer ländlichen Tracht, wie sie ihr damals in der Nähe der Hütte Benedict Haligans erschienen waren.

Ihre Augen schlossen sich wieder, aber die frische Luft strich fortwährend über ihre Stirn und ihren Mund.

Sie hörte das leise Geräusch von Schritten neben sich; noch einmal versuchte sie die Augen zu öffnen, und ohngeachtet der Wolke, die ihren Blick verschleierte,

konnte sie eine Sekunde lang Diana und Cyprianen sehen, die ihr von ferne zulächelten.

Dann verschwand die Erscheinung. Die Kohlen waren verlöscht und das offene Fenster ließ die frische Luft in vollen Strömen herein. Als Martha sich niederbeugte, sah sie etwas auf den Dielen im Staube glänzen.

Es war eine Hand voll Goldstücke.

IV.

Ein Retter.

Diana und Cypriane waren mit Blanca, welche sie in ihrem männlichen Anzuge nicht erkannte, gegen Tagesanbruch in Montalts Hotel zurückgekehrt. Sie hatten dann sogleich ein Zimmer für das unglückliche Mädchen in Bereitschaft bringen lassen, denn sie war so schwach, daß sie sich nicht auf den Füßen erhalten konnte.

Die beiden Neger gehorchten ihren Befehlen wie denen ihres Gebieters.

Sobald Blanca zu Bett gebracht war, dachten Cypriane und Diana an die elende Dachkammer in der Rue de l'Abbaye. Sie hatten noch eine Pflicht zu erfüllen.

Sie gingen in das Boudoir zurück, welches Montalt bereits verlassen hatte, und in einem Augenblicke

hatten sie sich ihrer männlichen Kleider entledigt und ihre bretagnische Tracht wieder angelegt.

Hierauf entfernten sie sich aus dem Hotel; dies Mal aber machten sie den Weg, den sie kurz zuvor in Montalts prächtiger Equipage zurückgelegt hatten, zu Fuße.

Es waren kaum zwölf Stunden, seitdem sie in Begleitung der Madame Cocarde ihr Stübchen verlassen hatten. Aber wie viele Ereignisse füllten den kurzen Zeitraum seit dem vorigen Abend aus!

Sie begaben sich direct nach ihrem Wohnhause und gingen hinauf in die Bodenkammer, welche von dem ärmlichen Asyle Penhcëls durch eine Breterwand geschieden war.

Es war heller Tag, aber demohngeachtet konnten die beiden Schwestern durch die Spalten des Verschlags noch nichts erkennen, da die Bodenkammer nur durch eine Dachluke erleuchtet wurde, deren Glasscheibe mit Staub bedeckt war.

„Sie schlafen noch," sagte Diana leise; „wir wollen sie nicht wecken."

Und Cypriane setzte hinzu:

„Wir wollen in unsre Stube hinunter gehen und in einigen Minuten wieder herauf kommen."

Als die guten Kinder ihr kaltes Stübchen betraten, in dem sie so viel geweint hatten, hüpfte ihnen das Herz vor Freude.

Die Tage der Noth waren vorüber und Alle, die sie liebten, sollten wieder glücklich werden. Und wie weit lagen die jüngst verflossenen Tage schon hinter ihnen! Sie zweifelten fast daran, daß sie so unglücklich gewesen waren.

Jeder Gegenstand in ihrem Stübchen wurde wie ein theurer Freund von ihnen begrüßt. Die Harfe, das Bett und das Bild der heiligen Jungfrau, das so lange ihren Schlummer beschützt hatte ...

„Weißt Du noch, Diana?“ sagte Cypriane, „hier lagen wir gestern Abend Beide auf den Knieen, als Madame Cocarde uns abholte.“

„Gestern!“ wiederholte Diana nachdenkend; „war es auch wirklich gestern? ...“

„Ach ja, es war wirklich gestern, wo ich so großen Hunger hatte!“ erwiderte Cypriane lächelnd. „Und Du klagtest nicht, obgleich ich überzeugt bin, daß Du nicht weniger littest als ich!“

„Ich litt für Dich und für die gnädige Frau!“ sagte Diana. „Ach, das Herz brach mir bei dem Gedanken, daß wir sie nicht mehr unterstützen konnten!“

„Die liebe, gute gnädige Frau!“ rief Cypriane freudig ergriffen. „Wie gütig ist Gott und wie glücklich sind wir! ... Denn wir haben sie gerettet, wir geben ihr den geliebten Engel zurück!“

Diana sank vor dem Muttergottesbilde auf die Kniee.

„Wir werden sie noch heiter sehen, wie früher,“ flüsterte sie leise. „Habe Dank, heilige Jungfrau, habe Dank! denn wir lieben sie, als wären wir ihre Töchter, und ihr Glück ist uns theurer als unser eignes Glück!“

Cypriane kniete neben ihrer Schwester nieder, und Beide sprachen ein stilles Gebet.

Dann legten sie sich zusammen auf ihr Bett, denn sie waren sehr ermüdet. Sie wollten nicht schlafen; aber während sie heiter mit einander sprachen, überraschte sie der Schlummer und drückte ihnen die Augen zu.

Es vergingen zwei volle Stunden, und als Diana endlich erwachte, schien die helle Mittagssonne durch das Fenster herein.

Sie sprang rasch aus dem Bett und Cypriane erwachte ebenfalls.

„Wie?“ rief diese sich die Augen reibend, „wir haben geschlafen?“

„Ja, während sie oben vielleicht Hunger litten!“ versetzte Diana. „Komm schnell, Schwester!“

Sie eilten die Treppe hinauf.

Als sie aber an den Verschlag traten, begegneten ihre Augen einem unvermutheten Hindernisse. Alle Oeffnungen zwischen den Bretern waren sorgfältig verklebt, und sie konnten nichts sehen.

In der Kammer ließ sich nicht das leiseste Geräusch wahrnehmen.

„Was bedeutet dies?“ flüsterte Diana.

Cypriane untersuchte schon mit dem Finger eine von den Spalten und fühlte das feuchte Papier, das noch nicht Zeit gehabt hatte zu trocknen.

Sie drückte ein wenig stärker und das Papier zerriß. Jetzt legte sie ein Auge an die Oeffnung; aber die verdorbene Luft, welche sogleich durch dieselbe entwich, versetzte ihr den Athem.

„Was ist das?“ rief sie, denn sie hatte noch nichts gesehen.

Diana blickte ebenfalls durch die Oeffnung. Sie sah den Vicomte mit gekreuzten Armen auf dem Strohsacke liegen, sie sah die gnädige Frau blaß wie eine Leiche an der Wand lehnen und sie sah mitten im Zimmer das glühende Kohlenfeuer.

Sie errieth Alles.

„Cypriane! Cypriane!“ rief sie entsetzt, „sie haben sich das Leben nehmen wollen! Gebe der Himmel, daß wir noch nicht zu spät kommen!“

Ihre zitternden Hände ergriffen eines von den Bretern am untern Ende und es gelang den vereinigten Anstrengungen beider Schwestern, es loszureißen, während es am obern Ende noch befestigt blieb.

Sie drängten sich hindurch, und als sie einge-

treten waren, verschloß das Bret durch sein eignes Gewicht die Oeffnung wieder.

Martha von Penhoël hatte nicht geträumt, sie hatte Diana und Cyprianen wirklich gesehen.

Die frische Luft, welche jetzt über ihr Gesicht strömte und sie in's Leben zurückrief, kam durch das Fenster herein, welches die beiden Schwestern geöffnet hatten, und das Gold, welches vor Martha auf dem Boden lag, war ein Geschenk von ihnen.

Auch hier, wie immer, waren sie die Engel des Hauses Penhoël.

Sie entfernten sich, aber gewiß nicht auf lange Zeit, denn es war nichts in der ärmlichen Kammer, nicht einmal ein Tropfen Wasser.

Sie gingen, um Hilfe herbeizurufen.

Martha's verschleierte Augen sahen sie verschwinden und bemühten sich vergebens den Ausgang zu entdecken, durch den sie sich entfernt hatten. Das Bret war zurückgefallen, wie das erste Mal, so daß der Verschlag scheinbar unversehrt war, und Martha glaubte daher immer fester, daß sie geträumt habe.

Aber ein Paar andere und hellere Augen als die ihrigen wachten über diese Scene und ließen sich nicht täuschen.

Robert von Blois glaubte nicht an überirdische Erscheinungen.

Als er nach der vortrefflichen Komödie, mit de-

ren Hilfe es ihm gelungen war, fünf tüchtige Degen auf Montalts Brust zu richten, den Fremdenclubb verließ, nahm er einen Wagen und fuhr nach der Straße Sainte=Marguerite.

Es war ein schwerer Schritt, den der Amerikaner unternehmen wollte, denn obgleich er schon längst alle lästigen Vorurtheile abgelegt hatte, so empfand er doch einigen Widerwillen dagegen, seinen Opfern gegenüber zu treten.

Penhoël hatte ihm das Leben gerettet. Er hatte Penhoëls Brot gegessen und unter seinem Dache gewohnt, und zum Danke für diese Wohlthaten hatte er den schändlichsten Verrath an ihm begangen.

In heiteren Stunden betrachtete der Chevalier von Las Matas mit seinen würdigen Spießgesellen, dem Grafen von Manteira und dem Baron Vibander, die Sache allerdings nicht von diesem Gesichtspunkte; aber in diesem Augenblicke, wo er dem unglücklichen, zu Grunde gerichteten und moralisch gemordeten Vicomte vor's Angesicht treten wollte, fühlte er fast einen Gewissensbiß.

Wenn ihm das Elend Penhoëls noch einen größern Nutzen gebracht hätte! Aber nein, der alte Schurke Pontalès hatte die Früchte seiner Thätigkeit geerntet!

Doch der Schritt mußte gethan werden. Ein ängstliches Zaudern war hier um so weniger am Platze, als diese Unterredung mit dem ehemaligen Gebieter von

Penhoël die Mittel verschaffen konnte, dem alten Pontalès seine Beute wieder zu entreißen.

Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit hob Roberts Muth. Und übrigens geschah es ja auch in Penhoëls Interesse, denn man wollte die Unterschrift des armen Teufels nicht umsonst verlangen.

Robert war ja gern bereit, wenn es sein mußte, einige tausend Franken zu opfern. Und welcher Schatz war ein Tausendfrankenbillet für Penhoël!

Während der Amerikaner die schmutzige Treppe hinauf ging, hatte er sich überredet, daß er die Rolle eines Retters spielte.

Als er jedoch den unsauberen Treppenplatz vor der Bodenkammer betrat, kehrte seine Unschlüssigkeit nochmals zurück und er blickte durch das Schlüsselloch, um wenigstens jede Ueberraschung zu vermeiden.

Gerade in diesem Augenblicke traten Diana und Cypriane durch das abgebrochene Bret in die Kammer und öffneten eiligst das Fenster.

Auch Robert errieth sogleich den ganzen Vorfall, bei dem ihn hauptsächlich das Erscheinen der beiden Mädchen beunruhigte.

Es war ihm also nicht möglich, einen Schritt zu thun, ohne jedes Mal mitten auf seinem Wege diesen kleinen Dämonen zu begegnen.

Hätte nicht ein unglücklicher Zufall sie hierher geführt, so würde Robert zuerst eingetreten sein; er

war also geradezu um seine Rolle der Vorsehung bestohlen!

Diese unangenehmen Betrachtungen und seine verdrüßliche Laune hielten ihn indessen nicht ab, sein Auge am Schlüsselloche zu lassen, und er sah deutlich die Goldstücke auf den Boden fallen.

„Dahinter steckt der Nabob!“ dachte er bei sich; „die Kleinen sind jetzt ganz gewiß im Hotel. Wenn dem aber so ist, dann kann vom Frieden keine Rede mehr sein und ich habe sehr wohl daran gethan, den Kampf zu beginnen. Verwünschter Vibandier! wenn Du Deine Arbeit ausgeführt hättest! ...“

Einen Augenblick hatte er die Idee, schleunigst zu Lola zu gehen, welche ganz in der Nähe wohnte, um ihr zu sagen, daß sie den beiden Mädchen Jemanden nachschicken sollte, wenn sie sich wieder entfernten. Aber in dem Augenblicke, als er seinen Posten verlassen wollte, hoben Cypriane und Diana das Bret empor und verschwanden hinter dem Verschlage.

Die Gedanken des Amerikaners erhielten eine andere Richtung und es stieg plötzlich ein Plan in ihm auf.

Er wußte gewiß, daß nicht ein Wort gesprochen worden war, so lange er durch das Schlüsselloch sah. Der Schlüssel befand sich außen im Schlosse, wo René ihn gelassen hatte, und Robert trat geräuschlos ein.

Er ging keck bei René vorüber, der noch nicht wieder zu sich gekommen war, und blieb vor Martha stehen.

Hierauf ließ er das auf den Dielen liegende Geld klirren. Martha öffnete die Augen ein wenig, schloß sie aber sogleich wieder mit einem Ausdruck des Entsetzens.

„Um des Himmels willen, hören Sie mich an, Madame!" sagte er in sanftem Tone. „Schon längst bin ich hier, um Sie zu unterstützen ... stoßen Sie mich nicht zurück und glauben Sie, daß ich es wohl mie Ihnen meine!"

Von einem plötzlichen Gedanken geweckt, richtete sich Martha empor.

„Meine Tochter! meine Tochter!" rief sie, „wo haben Sie meine Tochter?"

„Hat Herr Johann von Penhoël meinen Brief nicht erhalten?" fragte der Amerikaner.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Martha, die Hände faltend; „ich bitte Sie, sagen Sie mir, wo ist meine Tochter?"

„Ich habe den Brief nicht mit meinem Namen unterzeichnet," sagte Robert, anstatt zu antworten, „weil ich fürchtete, daß Herr von Penhoël mir nicht glauben könnte. Es ist traurig, Madame, wenn man den Leuten, die man achtet und hochschätzt, Ursache gegeben hat zu zweifeln ...."

„Meine Tochter!“ unterbrach ihn Martha, „Sie wollen mir also nicht sagen, wo meine Tochter ist?“

„Ich habe es in dem Briefe geschrieben ... Doch es ist hier nicht der Ort, um ausführlich über die Sache zu sprechen. Die ehemaligen Gebieter von Penhoël dürfen nicht einen Augenblick länger in dieser elenden Kammer bleiben ... ich komme, um Sie abzuholen.“

„Sie?“ rief Martha, die Augen abwendend, „Sie wollen uns abholen?“

Robert nahm eine zerknirschte Miene an, was ihn jedoch nicht hinderte, einen verstohlenen Blick auf den Verschlag zu werfen, denn er sah, daß die Unterredung nicht nach seinem Wunsche gehen wollte. Eine lange Discussion war hier nicht am rechten Orte, er mußte handeln, da sein Verstand ihm sagte, daß die beiden Mädchen bald zurückkommen würden.

„Ich habe dies verdient,“ stammelte er, beschämt die Augen zu Boden senkend, „und ich weiß, daß Sie mich hassen müssen ... Wenn es indessen wahr ist, daß jeder Fehler wieder gut gemacht werden kann, so hoffe ich, mit der Zeit noch Ihre Verzeihung zu erlangen ... Sollte mir dies aber auch nie gelingen,“ setzte er mit erheuchelter Rührung hinzu, „so würde ich mich demohngeachtet glücklich schätzen, durch die Rettung ihres Lebens einen Theil meiner Schuld gegen Sie abgetragen zu haben.“

„Sie sind es also?“ fragte Martha mit schwacher Stimme.

Der Amerikaner sah sich in der Bodenkammer um, als ob ihn diese Frage in das höchste Erstaunen versetzte.

„Wer könnte es sonst sein?“ entgegnete er.

„Ich weiß es nicht!“ seufzte Frau von Penhoël; „ich glaubte ... ach! mein Kopf ist so schwach! ... aber ich weiß gewiß, daß ich Gold gesehen habe.“

„Ich wünschte nur, daß ich es Ihnen hätte früher bringen können,“ erwiderte Robert; „aber auch ich bin sehr arm gewesen, Madame, denn Sie können wohl denken, daß ich nicht in Penhoël geblieben bin, nachdem Sie auf eine so empörende Weise vertrieben worden waren.“

Durch die offen stehende Thür und das Fenster wurde ein starker Luftzug hervorgebracht, der Martha erfrischte und ihre Betäubung nach und nach zerstreute. Selbst René kam wieder zur Besinnung; er bewegte sich zuweilen auf dem Strohsacke und nur die Trunkenheit verhinderte ihn jetzt noch die Augen aufzuschlagen.

„Wir besitzen nichts mehr,“ sagte Martha, „und ich weiß nicht, was Sie noch veranlassen kann, uns auf's Neue zu hintergehen.“

„Mein Gott! bin ich denn noch nicht hart genug bestraft?“ rief der Amerikaner, indem er die

Augen zum Himmel erhob. „Ich will meinen Fehler nicht bemänteln, gnädige Frau ... ich habe mich früher durch die glatten Worte des Marquis von Pontalès bethören lassen und mich mit ihm gegen Ihren Gemahl verbündet ... ich bin herzlos gegen Sie gewesen und habe ein Geheimniß gemißbraucht, das mir der Zufall in die Hände gab ... aber ich schwöre es Ihnen bei meiner Seligkeit, daß dies Alles nur Einen Zweck hatte. Ich wollte Sie zwingen, mir Ihre Tochter zur Gattin zu geben, die ich liebte ... meine Liebe war so groß, daß sie in meinen Augen Alles entschuldigte. Ich war blind, da ich nichts mehr in der Welt sah als Blanca und nicht bemerkte, daß Pontalès mich zum Werkzeuge eines schändlichen Verraths benutzte!“

Er hielt inne, als könnte er vor innerer Bewegung nicht weiter sprechen. Martha hörte ihn zwar noch ungläubig, aber doch schon aufmerksam an; ihr langes Unglück hatte nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ihre Verstandeskräfte bleiben können.

„Der unglückliche Tag kam heran,“ fuhr Robert fort, „ich entführte Ihre Tochter, welche der junge Pontalès zu seiner Maitresse machen wollte und die vor Gott schon meine Gattin war. Noch am Abend Ihrer Abreise wurde auch ich von Penhoël vertrieben, und ich eilte sogleich nach Paris, wo ich Sie lange

suchte ... Haben Sie nicht in Ihrer Noth zuweilen geheimnißvolle Unterstützungen erhalten?"

Robert sagte dies auf's Gerathewohl.

„Wie?" rief die Vicomtesse lebhaft, „das Brot, mit dem wir unser Leben fristeten ..."

„Ich war zu arm, um mehr thun zu können," unterbrach sie der Amerikaner mit heuchlerischer Theilnahme. „Erst heute scheint mir das Glück wieder lächeln zu wollen ... Ich habe diesen Morgen eine bedeutende Summe erhalten, die mir große Freude gemacht hat, denn ich dachte an Sie, Madame ... und an Blanca," setzte er die Augen abwendend hinzu; „durch Geld erreicht man Alles, und ich hoffe gewiß, daß wir sie wiederfinden."

„Wie? ist es möglich?" rief Martha, indem sie sich halb aufrichtete.

„Mein Brief enthielt alles Nähere," versetzte Robert; „es ist ein fürchterliches Unglück, Madame!"

„Aber Sie sagen mir noch immer nicht, was geschehen ist!" entgegnete Martha.

Der Amerikaner beugte ein Knie zur Erde.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, gnädige Frau," sagte er mit gefalteten Händen, „um Ihre Vergebung zu erflehen und um Ihnen zu sagen: Wir wollen sie Beide zusammen suchen."

Martha erhob sich mühsam.

In diesem Augenblicke erwachte René und versuchte es ebenfalls aufzustehen.

Der Amerikaner warf abermals einen Blick auf den Breterverschlag, denn es kam ihm vor, als habe er ein Geräusch dahinter gehört.

Eine Sekunde konnte jetzt Alles verderben. Rasch beugte er sich zu Martha nieder, indem er sagte:

„Ich weiß wo sie ist ... wollen Sie mit mir kommen, um sie zu holen?“

Martha that einige Schritte nach der Thür zu.

Mit René von Penhoël war unmöglich ein vernünftiges Wort zu sprechen. Robert ergriff ihn ohne Weiteres am Arme und zog ihn mit Gewalt nach der Treppe.

So verließen sie alle Drei das Haus, vor dem Roberts Wagen wartete, in den sie einstiegen.

Als Cypriane und Diana athemlos zurückkamen, fanden sie die Bodenkammer leer.

V.

Das Erbe.

Am Abend dieses Tages, den unsere drei Cavaliere so nutzlos verwendet hatten, fand im Hotel zu den vier Welttheilen ein kleines Festmahl statt.

Der Tag hatte übel begonnen und man war in verdrießlicher Stimmung aufgestanden wegen des Zusammentreffens mit den beiden Töchtern des Oheims Johann, die man für todt gehalten hatte, wegen ihrer Anwesenheit bei dem Nabob, wegen der unbesonnenen Mittheilungen, welche Robert dem Letzteren gemacht hatte, und endlich wegen der Entführung Blanca's von Penhoël.

Dies waren eine Menge harter Schläge, welche allem Anscheine nach schwer zu pariren waren.

Aber das Glück hatte sich gewendet, oder vielmehr — denn wir müssen einem Jeden Gerechtigkeit

widerfahren lassen — die Gewandtheit der Spieler hatte die Partie wieder günstig gestaltet.

Unsere drei Cavaliere, die wir am Morgen niedergeschlagen und muthlos gesehen haben, schmausten jetzt wie glückliche Sieger.

Selbst Lola war ausgelassen heiter.

Der edle Baron Bibander erinnerte mit einer großen Selbstzufriedenheit daran, daß er am Abend vorher Etienne und Roger durch ein offenes Fenster die allerliebste Gruppe gezeigt hatte, welche aus dem schlafenden Nabob und den beiden Mädchen bestand.

„Ihr hättet sehen sollen,“ rief er lachend, „wie wüthend die Bürschchen wurden!“

Er bemerkte außerdem, daß er in der Nähe des Clubbs auf der Lauer gestanden hatte, und daß die Zulassung Etiennes und Rogers lediglich seiner hohen Protection zu verdanken sei.

„Wenn die beiden Hitzköpfe den verwünschten Nabob morgen nicht aus der Welt befördern,“ sagte er schließlich, „dann muß er ein zähes Leben haben!“

Lola rühmte sich, den jungen Pontalès in Flammen gesetzt zu haben, der sich den ganzen Tag auf dem Fechtsaale geübt hatte, um seine Hand für den Zweikampf einzuüben.

Dabei hatte sie jedoch ihr Tagewerk noch nicht bewenden lassen.

Auf Roberts Befehl war sie nach dem Hotel

Montalt gefahren und hatte dort eine kurze Unterredung mit einer Kammerfrau Mirza's, Namens Nawn, gehabt.

Diese war malayischen Ursprungs und rechtfertigte glänzend den schlimmen Ruf ihres Volks.

Lola hegte einen tiefen und noch ganz frischen Groll gegen die beiden Töchter des Oheims Johann. Sie bestach die Malayin durch Gold, und diese versprach ihr, gegen Abend in die Allee Gabrielle zu kommen, um ein neues Geschenk zu erhalten und zu erfahren, was sie dafür thun sollte.

Es kam jetzt darauf an, sich ein= für allemal und um jeden Preis der beiden Schwestern zu entledigen.

Da Lola von Natur nicht grausam und blutdürstig war, so würde sie vielleicht ohngeachtet ihres Hasses Anstand genommen haben, die Bedingungen des Handels vorzuschreiben; man hatte sich aus diesem Grunde nicht auf sie verlassen, sondern der Graf von Manteira war in eigner Person an den verabredeten Ort gegangen.

Nawn war verschlagen genug, schon aus halben Worten zu verstehen, was von ihr verlangt wurde. Die Frauen ihres Landes sind nach der Meinung aller Reisenden die ersten Giftmischerinnen der ganzen Welt. Sie vergiften Jemanden für eine Schnur Glasperlen oder für ein buntes Bild, wie ihre Männer für eine Flasche Wein einen Mord begehen.

Nawn empfing das Geld und versprach, daß

die beiden Mädchen diesen Abend einschlafen sollten, um nicht wieder zu erwachen.

Außerdem wurde ein Signal verabredet. Nawn sollte nach vollbrachter That zwei brennende Lichter an das letzte Fenster des linken Flügels des Hotels stellen, das auf die einsame Straße ging, in der wir den Wagen der Madame Cocarde am vorigen Abend gesehen haben.

Gegen Morgen wollte Jemand in diese Straße kommen, um das Signal zu erwarten und die Malayin sollte dann am folgenden Tage den Rest ihres Lohnes erhalten.

Dies war unzweifelhaft eine ganz einfache Sache, die von beiden Seiten gewissenhaft festgesetzt war. Man brauchte hierbei nicht eine Feigheit à la Bibandier zu befürchten, wie Blaise bemerkte, und Nawn sah ganz so aus, als würde sie treulich Wort halten.

Blaise sollte das Signal nicht allein erwarten, unsere drei Cavaliere hatten nicht einmal nöthig, sich deshalb zu derangiren, denn ihre Geschäfte riefen sie alle Drei vor Tagesanbruch in diese Gegend.

Man kann sich denken, daß Robert bei dem Plane der fünf Herausforderungen des Nabob sich noch andere Chancen außer der des Zweikampfes selbst reservirt hatte. Unsere drei Cavaliere beabsichtigten diese Nacht wenig zu schlafen.

Nachdem Jeder seine Verdienste in das möglichst

glänzendste Licht gestellt hatte, nahm auch der Amerikaner das Wort.

„Ich meinestheils," hob er an, „sage nichts von dem kleinen Vincenz und dem Oheim Johann, die ich dem Nabob gleichsam wie ein Paar Stöcke zwischen die Beine geworfen habe; ich spreche eben so wenig davon, daß ich die erste Idee gehabt habe, mit Madame Nawn in Geschäftsverbindung zu treten. Ich will dem dicken Blaise, der keinen Finger rührt, um seine Rolle als Bedienter eines vornehmen Hauses fortzusetzen, auch das Seinige lassen; die morgende Expedition liegt noch im Schooße der Zukunft und wir müssen erst den Erfolg abwarten, ehe wir darüber urtheilen können. Aber dessen kann ich mich rühmen, meine vortrefflichen Freunde, daß ich ein gutes Werk gethan habe, das meinem Gewissen Freude macht."

Er warf sich in seinen Lehnstuhl zurück und sprach mit theatralischem Pathos weiter:

„Es gab eine unglückliche Familie, die im tiefsten Elend schmachtete, wozu wir Alle ein wenig beigetragen hatten. ... Was ich aber heute gethan habe, wird unsere Gewissensbisse für immer beschwichtigen. Ich kam in dem Augenblicke an, als der Gatte eben ein Kohlenfeuer angezündet hatte, und ich hauchte als ein rettender Engel ihren erstickenden Lungen neues Leben ein. Dann nahm ich sie am Arme und ließ sie troß

der Lumpen, mit denen sie bedeckt waren, in meinen eignen Wagen steigen.“

„Der heilige Vincenz von Paula ist nichts gegen Dich, Amerikaner!“ sagte Vibandier.

„Ich habe sie in ein anständiges Hotel hier in der Nähe gebracht,“ fuhr Jener fort, „habe ihnen eine gute Mahlzeit und frische Betten geben lassen, und sie sind jetzt wie die Fischlein im Wasser.“

„Wie hast Du es angefangen, daß sie Dich begleitet haben?“ fragte Blaise.

„Ich habe Penhoël gesagt, daß ich ihm so viel Branntwein als er will und Generalrevanche für alle Partieen Ecarté geben würde, die er in der Bretagne gegen uns verloren hat.“

„Und der Vicomtesse?“

„Dieser habe ich etwas von ihrer Tochter erzählt...“

„Die arme Frau!“ sagte Lola mit einer unwillkürlichen Regung von Mitleid.

„Es ist wirklich wahr,“ setzte Robert noch hinzu, „daß jede gute That ihren Lohn findet, denn jetzt haben wir den eigentlichen Gebieter von Penhoël in unsrer Gewalt und der alte Pontalès mag sich in Acht nehmen!“ —

„Es fehlt uns nur noch eine Kleinigkeit,“ bemerkte Vibandier; „die fünfmalhunderttausend Franken.“

„Das ist das Wenigste,“ erwiderte Blaise, „morgen früh sind wir alle Drei Millionaire.“

„Wenn uns aber der Fang entgeht?“

„Selbst in diesem Falle können wir Penhoël noch sehr gut gebrauchen,“ versetzte Robert, „denn ich hab' Euch noch nicht Alles gesagt, Kinder. Die angebliche Unbesonnenheit, die ich gestern begangen habe, indem ich dem Nabob eine etwas zu wahre Geschichte erzählte, ist doch nicht so einfältig, als Ihr gern glauben möchtet ... Ihr erinnert Euch des Billets, das ich diesen Morgen, ehe ich ausging, von Montalt erhielt?“

„Ja,“ erwiderten Blaise und Bibandier zu gleicher Zeit; „weißt Du, was der Nabob wollte?“

„Ich weiß es.“

„Du bist also bei ihm gewesen?“

„Durchaus nicht ... als ich aber wieder nach Hause kam, fand ich zwei andere Briefe von ihm. In dem ersten sagte er gar nichts, wie Ihr wißt; im zweiten erklärte er sich ein wenig, und im dritten sprach er sich ganz deutlich und umständlich aus.“

„Was sagte er denn?“

Der Amerikaner antwortete nicht sogleich und spielte lächelnd mit einem Zahnstocher.

„Eine ganz merkwürdige Geschichte!“ erwiderte er endlich, „die ich mir eigentlich nicht recht erklären kann. Dieser Montalt ist wie alle Nabobs, die von den Antipoden zurückkommen ... er hat sonderbare Launen und Einfälle!“

„Aber was will er denn?“

„Nun, die Sache ist die. Wie es scheint, bin ich gestern sehr beredsam gewesen, namentlich in Betreff eines gewissen Briefes von Madame Martha an Ludwig von Penhoël. Dieses Stück Papier ist uns schon in der bretagnischen Geschichte von einigem Nutzen gewesen, und jetzt will Montalt es mir für einen wahnsinnigen Preis abkaufen.“

„Abkaufen?“ wiederholte Blaise; „wozu denn?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe in London einen Engländer gesehen, der vor meinen Augen zweitausend Guineen für drei geschriebene Zeilen von einer in Tyburn gehängten Diebin bezahlte. Montalt ist ein Engländer.“

Er sprach diese Worte in einem Tone, als hätte er noch einen beunruhigenden Hintergedanken.

„Hast Du diesen Brief noch?“ fragte Bibandier.

„Allerdings habe ich ihn,“ erwiderte der Amerikaner, indem er seine Brieftasche hervor nahm, „und ich möchte fast glauben, daß er in der That etwas werth ist, denn Penhoël erlaubte mir seine Tochter zu entführen, um ihn zu erhalten. In der Eile vergaß er den Brief damals im Salon und ich nahm ihn wieder an mich.“

„Nun, warum zögerst Du noch?“ fragte Blaise; „so verkaufe ihn doch!“

Robert war unwillkürlich nachdenkend geworden.

„Allerdings, allerdings ...“ erwiderte er; „ich

bin überzeugt, daß man dafür bekommen könnte, so viel man wollte .... aber wir müssen noch warten ... eine Waffe ist zuweilen besser als Geld, und wie Du sagst, Freund Blaise, sind wir morgen vielleicht Millionaire."

. . . .

Es wurde schon dunkel, als Berry Montalt in sein Hotel zurückkehrte. Er hatte den ganzen Tag außer dem Hause zugebracht und die beiden letzten Briefe an den Chevalier von Las Matas im Fremdenclubb geschrieben.

Sobald er aus dem Wagen gestiegen war, erkundigte er sich zuerst, ob der Chevalier da gewesen sei oder geschrieben habe. Auf beide Fragen aber erhielt er eine verneinende Antwort. Es war kein Brief gekommen und der einzige Besuch, der im Laufe des Tages im Hotel gesehen worden, war die Marquise von Urgel, welche nach Mirza gefragt hatte.

Der Nabob begab sich gedankenvoll und mißmuthig in seine Gemächer, setzte sich an seinen Schreibsekretair und nahm die Feder zur Hand.

„Johann von Penhoël!" sprach er vor sich hin; „ein junges Mädchen, die entführt worden ist ... dies Alles ist sonderbar... Ich hätte vielleicht mit ihm sprechen sollen."

Er legte die Feder weg und stützte den Kopf auf die Hand.

„Ich weiß nicht, was ich von dem Allen denken soll,“ fuhr er fort. „Soll ich einen Wink Gottes darin erkennen? oder ist es nur ein Spiel des neckenden Zufalls? ... Vergebens sträube ich mich und sage zu mir selbst: Was kümmert es mich? ... Alle meine Wunden bluten und ich habe nur noch Einen Gedanken.“

Er blieb einen Augenblick unbeweglich; dann griff er rasch wieder zur Feder und sie flog über das Papier.

In einigen Sekunden hatte er einen Brief geschrieben, der aber eben so schnell wieder zerrissen wurde.

„Auf diese Weise erfahre ich Nichts!“ sprach er weiter. „Ich habe diesem Menschen zu deutlich gesagt, was ich wünsche, und ich kann ihm jetzt nur einen Handel vorschlagen.“

Er schrieb von Neuem, und zwar Folgendes:

„Wenn der Brief, von welchem der Herr Chevalier von Las Matas gestern gesprochen hat, vor Mitternacht im Hotel Montalt ist, so stehen dem Herrn Chevalier funfzigtausend Franken dafür zu Diensten.“

Während er das Billet zusammenbrach, besann er sich plötzlich eines Andern, und öffnete es noch einmal, um anstatt funfzigtausend hunderttausend Franken zu schreiben.

Und seine Feder schwebte noch eine volle Minute

über dem Papiere, weil er unschlüssig war, ob er die Summe nicht nochmals verdoppeln sollte.

Er rief Seïd und übergab ihm den Brief mit den Worten:

„Wenn eine Antwort auf dieses Billet eingeht, soll sie mir auf der Stelle gebracht werden.“

Seïd verbeugte sich schweigend; als er aber das Zimmer verlassen wollte, rief ihn Montalt noch einmal zurück und fragte ihn:

„Sind die beiden Mädchen wieder zurückgekommen?“

„Ja,“ antwortete der Neger.

„Schon lange?“

„Ja.“

„Ich lasse sie bitten, zu mir zu kommen.“

Seïd entfernte sich.

Im nächsten Augenblicke traten Cypriane und Diana in's Zimmer des Nabob.

Ohngeachtet ihres romanhaften und abenteuerlichen Charakters, sowie ihrer gänzlichen Unerfahrenheit konnten die beiden Schwestern sich nicht enthalten, die sonderbare Unterredung, welche sie mit dem Nabob gehabt hatten, als einen Traum zu betrachten.

Sie waren den ganzen Nachmittag im Hotel bei Blanca geblieben, die sich seit dem Morgen in einem Zustande von lethargischer Betäubung befand.

Das Gemüth des unglücklichen Mädchens war

in dieser Nacht furchtbar erschüttert worden; die geheimnißvolle Entführung hatte sie gänzlich zu Boden gedrückt. Seit ihrer Ankunft im Hotel Montalt hatte sie die Augen noch nicht wieder geöffnet; ihr Athem war schwach und man hätte sie für todt halten können, wäre nicht zuweilen eine leise Klage ihren farblosen Lippen entschlüpft.

Nawn, die Kammerfrau Mirza's, hatte den beiden Schwestern von freien Stücken ihre Unterstützung angeboten.

Diese Nawn war eine aufmerksame und sehr geschickte Krankenwärterin, und Cypriane und Diana nahmen daher ihre Hilfe mit großem Danke an.

Während die beiden Schwestern an Blanca's Bette saßen, waren sie in schmerzliche Gedanken versunken, und obgleich sie diese einander nicht mittheilen konnten, um die Kranke nicht zu wecken, so waren sie doch bei Beiden ganz die nämlichen.

Sie fragten sich, wie Martha und René von Penhoël in dem Zustande, in welchem sie sie verlassen, hatten entfliehen können. Warum hatten sie sich gerade in diesem Augenblicke entfernt, und wohin waren sie gegangen?

Cypriane und Diana fanden keine Antwort auf diese Fragen; sie ahneten irgend ein Geheimniß, ohne es sich erklären zu können, und nahmen sich vor, mor-

gen wieder nach der Straße Sainte-Marguerite zu gehen.

Dann wendete sich ihr Geist von diesem unauflöslichen Räthsel ab und zu andern Gedanken. Diana beschäftigte sich mit Etienne, Cypriane mit Roger.

Was mochten sie am vorigen Abende gedacht haben? Sie liebten noch und hatten ihre Geliebten nicht vergessen.

Diana freute sich, daß sie Etienne's Herz noch ganz so gefunden hatte, wie es früher gewesen war, und Cypriane verzieh Roger seinen Leichtsinn um der Thränen willen, die sie in seinen Augrn gesehen hatte. Sie liebte ihn, so wie er war.

Ein gegenseitiger Blick sagte den beiden Schwestern, was sie fühlten, und sie lächelten zuweilen erröthend, als hätten sie einander ihr Herz in zu kühnen Worten aufgeschlossen.

Aber man kann nicht beständig von der Liebe sprechen, selbst im Geiste, und übrigens klopfte ein anderer Gegenstand zu Betrachtungen unaufhörlich an die Pforte ihrer Gedanken.

Sie hatten fortwährend den Mann vor Augen, der jetzt ihr Beschützer war und der mit einer so sanften Stimme und einem so freundlichen Lächeln zu ihnen gesagt hatte: „Ich bin Euer Vater;“ den Mann, dessen bloßer Anblick wie mit einem Zauberschlage ihrer

Noth ein Ziel gesetzt, den guten Genius ihrer frühern Träume!

Alle seine Worte hatten sich mit unverlöschlichen Zügen in ihr Gedächtniß eingeprägt. Im Anfange hatte er sich herzlos gezeigt, und dann war er so theilnehmend und edelmüthig geworden.

Diana und Cypriane wußten Niemanden, mit dem sie ihn im Entferntesten hätten vergleichen können; keiner von den Männern, die sie bis jetzt gesehen, hatte die mindeste Aehnlichkeit mit ihm.

Sie kannten ihn nicht, aber sie erriethen ihn vielleicht besser als Die, welche schon seit vielen Jahren mit ihm Umgang hatten.

Ihr höchstes Glück war der Gedanke, daß es ihnen vielleicht vergönnt sein würde, einen Balsam auf die blutenden Wunden dieses edlen Herzens zu legen.

Seit dem Morgen hatten sie noch Nichts wieder von ihm gehört und gesehen; aber sie waren durchaus nicht besorgt deshalb, weil das ganze Haus zu ihren Befehlen war. Die sämmtliche Dienerschaft gehorchte ihnen wie dem Nabob selbst.

Die mehrstündige Abwesenheit vergrößerte noch den Nabob in ihren Augen, und sie zitterten fast vor dem Augenblicke, wo sie ihn wiedersehen würden.

Aber nicht ein Schatten von Mißtrauen stieg in ihnen auf, und sie dachten nicht daran, daß Blanca's

Aufenthalt im Hotel irgend eine Gefahr oder eine nachtheilige Folge für sie haben könnte.

Montalts Befehl fand sie auf der Stelle bereit. Sie ließen Nawn am Lager Blanca's zurück und begaben sich in das Zimmer ihres Beschützers.

Mit gesenkten Augen, aber heiterer Miene blieben sie an der Thür stehen.

Montalt saß noch vor seinem Schreibsekretair und betrachtete sie einen Angenblick mit stummer Bewunderung, als wäre er erstaunt, sie so schön zu finden.

„Tretet näher,“ sagte er endlich.

Sie gehorchten. Aber die Unterredung schien keineswegs in dem vertraulichen Tone wieder angeknüpft zu werden, den sie in der vorigen Nacht erreicht hatte, und Cyprianens Wangen würden sich gewiß noch viel dunkler geröthet haben, wenn Jemand sie daran erinnert hätte, daß sie einen Kuß auf die Stirn dieses Mannes gedrückt hatte.

Montalts Gesicht hatte einen ernsten, fast strengen Ausdruck.

„Guten Abend, Bertha,“ sagte er, indem er die Hände der beiden Schwestern nahm; „guten Abend, Louise ... ich habe Euch lange nicht gesehen.... Habt Ihr heute an mich gedacht?“

„O gewiß, Mylord!“ erwiderte Cypriane.

„Durch Sie ist es uns möglich geworden, eine

unglückliche Familie, die uns theuer ist, zu unterstützen," setzte Diana hinzu.

„Und Ihr bereuet es nicht, daß Ihr mir eine Unwahrheit gesagt habt?" fragte Montalt, indem er sie abwechselnd ansah.

„Eine Unwahrheit?" stammelten die beiden Schwestern verlegen.

Der Nabob lächelte schmerzlich.

„Welche von Euch heißt Diana und welche Cypriane?" fragte er.

„O, verzeihen Sie uns! verzeihen Sie uns!" rief Diana. „Die Verzweiflung hat uns dazu getrieben, hierher zu kommen, und eine innere Stimme sagte uns, daß wir einen strafbaren Schritt begingen. Sie haben Recht, wir sind der Wahrheit nicht treu geblieben, aber es ist nur aus Rücksicht gegen unsern alten Vater geschehen."

„Du bist Diana, nicht wahr?" sagte der Nabob, „und Du liebst Etienne?"

„Etienne?" wiederholte Diana, denn sie glaubte, daß nur ein überirdisches Auge so in ihrem Herzen lesen konnte.

„Und Du, Cypriane, liebst Roger von Launoy?" fuhr Montalt fort, „Gott gebe Euch seinen Segen, liebe Kinder! ... Die Liebe bereitet vielen Kummer ... und von zwei Herzen, die sich einander hingeben, ist immer eins, welches lügt oder sich täuscht."

„Etienne meint es aufrichtig,“ entgegnete Diana mit Stolz.

„Ich will es glauben...“

„Und Roger liebt mich!“ setzte Cypriane hinzu.

„Wer sollte Dich nicht lieben, mein Kind?... Nun, wer weiß, ich irre mich vielleicht... Gott gebe es!“

Sein Gesicht nahm einen andern Ausdruck an, als hätte er sich bemüht, seinen Trübsinn von sich zu werfen. Mit einem freundlichen Lächeln ergriff er die Hände der beiden Schwestern und sagte, indem er sie an sein Herz zog:

„Warum nennt Ihr mich nicht mehr Euern Vater?“

Diana antwortete nicht; Cypriane aber, die zu gewissen Zeiten dreister war, schüttelte ihr Köpfchen und erwiderte in einem schmollenden Tone:

„Weil Sie uns zürnen und weil Sie unser Geheimniß errathen haben!“

„Wenn ich Euch nun verzeihe?“

„Dann wollen auch wir Ihnen verzeihen.“

„Ich danke Euch, meine Kinder,“ versetzte Montalt, indem er sie Beide auf die Stirn küßte.

„Ich danke Ihnen, Vater,“ erwiderten Cypriane und Diana zu gleicher Zeit in liebevollem Tone.

Montalt betrachtete sie noch einige Augenblicke schweigend. Er war nicht mehr genöthigt, sich zu ver-

stellen, um seine Traurigkeit zu verbergen, und ein Ausdruck inniger Freude strahlte aus seinem Gesicht.

„Es ist wahr,“ sagte er dann, „ich habe ein Geheimniß errathen, obgleich ich sonst immer meinen Geist schlummern lasse. Ich liebe Euch so sehr, meine guten Kinder, daß ich einmal vergessen habe, daß ich geistig todt war und daß mich Nichts mehr interessiren konnte. Ich habe mich bemüht, in Euern Augen zu lesen, und es ist mir gelungen.“

„Weiter haben Sie Nichts entdeckt?“ fragte Cypriane mit verstellter Gleichgiltigkeit.

„Nein, Mademoiselle Bertha, weiter Nichts, also beruhige Dich. Ich kenne den Namen Eures Vaters nicht, der ein Edelmann sein soll ... ich weiß Nichts, als daß ich Euch liebe und daß ich mich glücklich fühle, Euch Beide an's Herz drücken zu können.“

„Auch wir lieben Sie wie einen Freund, wie unsern Vater!“ flüsterte Diana gerührt.

Montalts Augen schweiften ziellos umher.

„Ich weiß nicht, wie es kommt,“ dachte er laut; „man sagt, daß ich ein launenhafter Mensch bin ... und ich glaube es zuweilen ... Aber wenn es einen Gott giebt, so ist er es, der Euch zu mir geführt hat, damit ich in dieser Welt noch etwas Nützliches thun kann ... Ich will nicht mehr spielen ... was ich noch besitze, soll Euch gehören und Ihr sollt reich werden!“

Ein Lächeln spielte um seine Lippen, während er fortfuhr:

„Erinnert Ihr Euch, wie lange ich Euch nachgestellt habe? ... Die Welt glaubt, daß ich an Nichts denke als an Galanterieen und Liebesabenteuer ... aber sie irrt sich, denn sie hält die Verzweiflung und Entmuthigung für Sinnenlust. Als ich Euch in mein Haus zu locken suchte, dachte ich nicht an mich, sondern an Etienne und Roger, die ich damals liebte ... sie sprachen unaufhörlich von Euch und ich wollte ihnen ein Heilmittel gegen die Liebe verschaffen ...“

„Sie wollten sie also zur Untreue verleiten?“ rief Diana im Tone des Vorwurfs.

„Die Liebe ist ein zu großes Unglück, mein Kind! Als ich Eure engelgleiche Schönheit sah, hielt ich Euch am Besten geeignet für meinen Zweck, und ohne Euch zu kennen, wollte ich Euch selbst zu Euren Nebenbuhlerinnen machen. Ihr habt den Glauben an Gott in mir geweckt, liebe Kinder, denn seine Hand ist hierbei nicht zu verkennen und er hat Euch gegen mich vertheidigt.“

„Ach, Vater!“ sagte Diana, indem sie seine Hand mit einem leisen Schauder küßte, „wenn ich daran denke, daß wir Sie hätten hassen können!“

„Dies wäre vielleicht besser gewesen,“ erwiderte Montalt, auf dessen Stirn sich eine Wolke lagerte; „denn wer weiß, wie es morgen in unsrem Herzen

ausſieht? ... Wenn ich Euch ſehe, dann glaube ich, daß mein Herz geheilt iſt... wenn ich Euch mich Vater nennen höre, bin ich glücklich, und es iſt mir, als hätte ich den Kummer nie gekannt ... Aber dies Alles iſt ja nicht wahr!“ ſetzte er hinzu, indem er plötzlich aufſtand; „Ihr ſeid nicht meine Töchter! ein Anderer hat Anſpruch auf Eure Liebe, die ich allein beſitzen möchte!“

Die beiden Schweſtern ſahen ihn theilnehmend an und wußten nicht, was ſie ihm erwidern ſollten.

Montalt ging einige Minuten mit großen Schritten im Zimmer umher; dann warf er ſich wieder in ſeinen Stuhl.

„Sind Sie ungehalten gegen uns, Vater?“ ſagte Diana, indem ſie ängſtlich ſeine Hand ergriff.

Der Nabob drückte ſie mit leidenſchaftlicher Wärme an ſeine Bruſt.

„Zwei!“ rief er aus; „nein, dies wäre zu viel! Ein ſolches Glück habe ich nicht verdient! ... Aber wenn Gott mir nur eine Tochter, wie Du, Diana, oder wie Du, Cypriane, geſchenkt hätte, wie ganz anders und wie ſchön würde mein Leben geworden ſein. Wie gern würde ich an ein Wiederſehen nach dem Tode geglaubt haben!“

„Wie iſt es möglich, daß Sie nicht an den Himmel glauben können?“ flüſterte Diana.

„Weil der Himmel, wenn es einen giebt, un-

barmherzig ist!... Ist es nicht besser, zu zweifeln, als zu hassen?“

Cypriane hörte mit dem unbestimmten Entsetzen zu, welches eine Gotteslästerung dem kindlichen Glauben einflößt.

„Haben Sie denn so viel gelitten?“ fragte Diana mit inniger Theilnahme.

„Ja wohl, ich habe viel gelitten!“ erwiderte der Nabob mit einem Ausdrucke so herben Schmerzes, daß die beiden Schwestern schauderten; „möget Ihr nie einen solchen Kummer erfahren, meine guten Kinder!“

Cypriane und Diana traten aufmerksam näher.

„Aber ich glaube, daß ich keinen Grund zum Kummer gehabt habe,“ sprach Montalt in spöttelndem Tone weiter. „Viele Leute würden mich für einen Thoren erklären, wenn sie meine Geschichte kennten, und sie hätten vielleicht Recht ... Wer hat mir Etwas gethan? hat mich Jemand ermorden oder berauben wollen? bin ich selbst nur hintergangen worden?... Nein. Ich hatte einen Freund und eine Geliebte, die ich so unendlich liebte, daß ich mein Leben tausendmal für sie hingegeben hätte ... Den Andern, der mein Freund war, seitdem ich mein Herz schlagen fühlte, liebte ich so sehr, daß ich ihm meine Liebe zum Opfer brachte.

Er war schwach und ich hielt mich für stark...

wir waren Beide noch fast Knaben, und ich sah, daß er unglücklich war, weil er meine Braut liebte.

„Vielleicht beging ich ein Unrecht, meine Kinder, denn es giebt tadelnswerthe und strafbare Opfer. Das junge Mädchen hatte ein Recht auf meine Liebe und ich hatte in den Augen Gottes nicht mehr das Recht, sie zu verlassen.

„Aber dennoch entfloh ich mit Thränen in den Augen aus dem väterlichen Hause, wo ich bisher nur Heiterkeit und Frohsinn gekannt hatte, und nahm meine begeisterte Freundschaft und meine hingebende Liebe mit in die Verbannung.

„Ueber was habe ich mich zu beklagen? ... Mein Freund wurde der Gatte des Mädchens, das ich ihm überlassen hatte, und eines Tages, als ich aus weiter Ferne zurückkehrte und mich dem Vaterhause näherte, begegnete ich meinem Freunde auf dem Wege.

„Er verweigerte mir seine kalte Hand und ließ mich nicht über die Schwelle seines Hauses. Ich reis'te wieder ab, und von diesem Augenblicke an war mein Herz todt ...“

Cypriane und Diana hatten Thränen in den Augen und mit inniger Theilnahme küßten sie Montalts Hände.

„Ueber was kann ich mich beklagen?“ wiederholte dieser; „was hatte ich bei diesem Manne zu suchen? ... Ich hatte ihm mein Glück abgetreten, und er

glaubte wahrscheinlich, daß ich es ihm wieder entreißen wollte.

„Und das Mädchen, die jetzt seine Gattin war? ... Dieses hatte ich verlassen und fast hintergangen! mit welchem Rechte konnte ich also eine Erinnerung von ihr verlangen? War ich es nicht selbst und ich allein, der sein Lebensglück zerstört hatte? ... Wußten sie denn, daß sie mein Herz, wenn nicht meinen Körper gemordet hatten, er, weil er mich aus eifersüchtigem Mißtrauen von seiner Thür wies, und sie, weil sie den letzten Ausdruck meiner Reue und meines Schmerzes unbeantwortet gelassen hätte?“

Er legte beide Hände an die kalte Stirn und gab sich dem Strome seiner Erinnerungen hin.

„O, ich liebte sie!“ sprach er mit zitternder Stimme weiter; „zwanzig Jahre sind seitdem verflossen und ich habe nie eine Andere geliebt! ... Ich habe Gott gebeten, mich sie vergessen zu lassen, aber er hat mich nicht erhört ... ich liebe sie noch immer. Diese Nacht bin ich fast wahnsinnig geworden über eine Geschichte, in der eine andre Frau eine Rolle spielte, die mit ihrem Leben einige Aehnlichkeit haben konnte. Jetzt warte ich der kommenden Dinge in ängstlicher Spannung, denn ich habe einen schwachen Hoffnungsschimmer im Dunkel meiner Zukunft erblickt. Wenn ich mich geirrt hätte! wenn auch sie gelitten hätte wie

ich!... Ich warte, um zu erfahren, ob ich leben oder ob ich in meinem Lebensüberdrusse untergehen soll!“

Er schwieg, und in dem nämlichen Augenblicke öffnete einer der beiden Neger die Thür.

„Ein Brief an Mylord,“ sagte er eintretend.

„Woher kommt er?“ fragte Montalt mit unsicherer Stimme, während ihm das Blut in die Wangen stieg.

„Aus dem Hotel zu den „vier Welttheilen,“ antwortete der Neger.

Montalt nahm mit zitternder Hand den Brief und betrachtete ihn lange, als hätte er nicht den Muth gehabt, ihn zu erbrechen.

„Dies ist mein Urtheil,“ sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln.

Dann verbarg er den Brief uneröffnet in seiner Brusttasche.

„Wollen Sie ihn nicht lesen?“ fragte Diana.

„Später,“ antwortete der Nabob. „Wenn mein Wunsch erfüllt wird, habe ich das ganze Leben vor mir, um mich zu freuen ... trügt mich aber meine letzte Hoffnung, so erwartet mich eine lange Nacht des Kummers. Laßt uns von Euch sprechen, lieben Kinder, denn ich muß wenigstens Jemanden in dieser Welt glücklich machen. Ich habe Euch gestern Etwas versprochen ... ich habe es nicht vergessen und will mein Wort halten.“

Er ging an den Sekretair und öffnete einen Schubkasten, aus dem er einen kleinen Schlüssel nahm. Mit diesem Schlüssel öffnete er das neben seinem Bette stehende Tischchen, nahm die Dose von Sandelholz heraus und kehrte zu den beiden Mädchen zurück.

„Dies ist mein ganzes Vermögen,“ sagte er zu ihnen; „ich besitze Nichts in der Welt, als diese Dose, die eine blonde Haarlocke enthält. Diese betrachte ich zuweilen, wenn ich allein bin, und ich erinnere mich dabei aller schönen Tage meiner Jugend. Wer mir sie rauben wollte, müßte mir auch meine Diamanten nehmen, deren Verlust mich zum Bettler machen würde… Dieser Gedanke gefällt mir … da ich weder eine Gattin, noch ein Kind, noch eine Familie habe, so wollte ich meinem theuersten Andenken ein werthvolles Asyl geben.“

Er führte die Dose zum Munde, um sie zuerst zu küssen und dann mit den Zähnen einige von den Diamanten auszubrechen, mit denen der Deckel besetzt war.

Er nahm vier davon, die er einige Sekunden genau betrachtete.

„Diese Steine sind mein Vermögen,“ hob er wieder an, „und ich kenne ihren Werth so gut als ein Juwelier. Habt Ihr mir nicht gesagt, daß Ihr fünfmalhunderttausend Franken braucht?“

Diana und Cypriane vermochten vor Staunen und Rührung nicht zu antworten.

„Ich besitze noch fünf- bis sechsmal so viel,“ fuhr der Nabob fort, indem er die zahlreichen Lücken auf dem Deckel der Dose zu zählen schien, „und wer weiß, ob ich überhaupt diesen Reichthum noch brauche? ... Diese vier Steine sind zusammen ohngefähr sechsmalhunderttausend Franken werth ... ich gebe sie Euch, meine Kinder.“

„Ist es möglich?“ riefen die beiden Schwestern zu gleicher Zeit.

„Dankt mir nicht,“ erwiderte Montalt, indem er sie auf die Stirn küßte, „denn ich bin Euch noch verpflichtet. Mein Herz war seit zwanzig Jahren todt, Ihr habt es für einen Tag wieder auferweckt. Ja,“ setzte er mit einem innigen Blicke hinzu, „ich kannte die Freude, zu lieben, nicht mehr. Seit gesegnet, liebe Kinder, denn ich weiß gewiß, daß Ihr für mich beten werdet, wenn Ihr mich nicht wiedersehen solltet.“

Die beiden Schwestern sahen ihn mit ängstlicher Besorgniß an.

Montalt hielt die Frage zurück, die sich über seine Lippen drängen wollte.

„Fürchtet Nichts,“ sagte er, „Gott hat endlich Mitleid mit mir gehabt, da er mich Euch finden ließ. Ihr liebt mich, nicht wahr?“

„Ja, Sie sind unser guter Vater und wir wer-

den Sie immer lieben!“ riefen Cypriane und Diana, durch ihre Thränen lächelnd.

„Ihr lieben guten Kinder!“ versetzte Montalt, dessen Augen ebenfalls feucht wurden; „ich glaube es Euch und ich hoffe, daß wir Alle noch glücklich werden.“

Nachdem er Dianen die vier Diamanten in die Hand gelegt hatte, verschloß er die Dose wieder in den Tischkasten.

Während er noch damit beschäftigt war, schlug es Mitternacht an der Stutzuhr des Kamins.

Er kehrte zu den beiden Mädchen zurück und sagte in ernstem Tone zu Diana:

„Ich übergebe Dir diesen Schlüssel, meine Tochter... Wohl hätte ich Euch noch Manches zu sagen, aber ich will jetzt allein sein...nur noch einige Worte. Morgen früh um acht oder neun Uhr seht Ihr mich wieder; sollte ich aber um zehn Uhr noch nicht hier sein, dann geht mit diesem Schlüssel in mein Zimmer und nehmt die Diamantendose aus dem Sekretair... die Steine sollen Euer Erbtheil sein...“

„Vater! Vater!“ unterbrachen ihn beide Schwestern, indem sie sich geängstigt an ihn schmiegten.

„Laßt mich ausreden,“ versetzte Montalt mit wehmüthiger, aber fester Stimme; „von diesem Vermögen, das ich Euch hinterlasse, habt Ihr Niemandem Rechenschaft abzulegen ... Im Falle ich jedoch nicht zurückkommen sollte, ist es mein Wille, daß die in der

Dose enthaltene Locke vernichtet werde. Versprecht mir, sie zu verbrennen und die Asche in den Wind zu streuen."

Diana und Cypriane versprachen es. Sie wollten noch sprechen, um ihr Herz zu erleichtern; aber der Nabob führte sie selbst nach der Thür.

Sie warfen sich an seine Brust; er stieß sie sanft zurück, indem er sagte:

„Auf Wiedersehen morgen früh, meine Kinder!"

Sobald er allein war und die Schritte der beiden Mädchen im Corridor verstummten, nahm er hastig die Antwort Roberts aus der Tasche.

Noch eine volle Minute betrachtete er den Brief, ehe er ihn öffnete; tiefe Seufzer hoben seine Brust und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Endlich erbrach er das Siegel. Das Billet lautete:

„Der Chevalier von Las Matas empfiehlt sich Lord Berry Montalt und bittet ihn, die bewußte Angelegenheit bis morgen Abend zu verschieben."

Montalts Kopf sank auf die Brust, während er vor sich hin sprach:

„Morgen!..."

Dann setzte er hinzu, indem er den Brief zerriß:

„Ich werde sterben, ohne es erfahren zu haben!"

VI.

Der erste Schrei.

Mirza's malayische Kammerfrau war allein an Blanca's Bett geblieben, als die beiden Töchter des Oheims Johann ihr Zimmer verlassen hatten, um sich zu dem Nabob zu begeben.

Während der ersten Minuten nach der Entfernung der beiden Schwestern blieb Nawn wie gewöhnlich mit herabgesenktem Kopfe in nachlässiger Haltung auf ihrer seidenen Decke sitzen.

Sie war eine Frau von hohem Wuchse, die kaum vierzig Jahr alt sein konnte, deren kupferfarbenes Gesicht aber schon mit tiefen Runzeln bedeckt war.

Die übrige Dienerschaft des Hotels fürchtete sie, denn sie sollte in London einen im Dienste des Nabob stehenden Mulatten vergiftet haben, der ihr Geliebter gewesen und ihr untreu geworden war.

Durch Mirza's Fürsprache aber, der sie treu er-

geben zu sein schien, war sie nicht fortgeschickt worden, obgleich die beiden Neger Montalts gesehen haben wollten, daß sie dem Verstorbenen die höllischen Tropfen in ein Glas Porter gegossen hatte.

Nach einigen Minuten erhob Nawn langsam die gesenkten Augen und warf einen scheuen Blick im Zimmer umher. Als sie sich überzeugt hatte, daß sie wirklich allein war, richtete sie ihre Augen auf die schlummernde Blanca.

Diese schien fest zu schlafen und Nawn hatte daher von ihrer Seite nichts zu fürchten.

Sie stand auf und ging an den Kamin, auf dessen Rost zwei Kochgefäße standen, von denen das eine ein Getränk für Blanca, das andere heißes Wasser zum Thee für Diana und Cypriane enthielt.

Die Malayin bückte sich nieder und schürte das Feuer an. In ihrem nachdenkenden Gesicht sprach sich Unschlüssigkeit und Mitleid aus.

„Die beiden Mädchen sind schön und sanft,“ sprach sie leise vor sich hin; „ich aber bin alt und häßlich.“

Sie hob den Deckel des Gefäßes empor, welches das Wasser zum Thee enthielt.

„Und dann,“ murmelte sie mit verfinsterter Stirn, „sind es nur diese schönen Mädchen, die meiner Gebieterin Kummer verursachen .... Wie schön war sie, ehe die Thränen ihre Augen rötheten! ... sie wurde sonst geliebt, jetzt wird sie verschmäht!“

Während sie dies sagte, ließ sie eine Anzahl Goldstücke in der Tasche klingen. Sie nahm eine Handvoll davon hervor und zählte sie mit vergnügter Miene.

„Ja, ja,“ hob sie wieder an, „was ich dafür thue, geschieht nur für meine Gebieterin, denn dieses Gold ist mir sehr gleichgiltig.“

Ihr lüsterner Blick strafte ihre Worte Lügen.

Als sie die Louisd'ors betrachtet hatte, ließ sie sie wieder in ihre Tasche gleiten und nahm ein kleines Fläschchen aus dem Busen.

Blanca öffnete die Augen ein wenig und warf einen matten Blick umher.

„Ich habe geträumt,“ dachte sie, „ich sah meine beiden verstorbenen Cousinen heiter lächelnd an meinem Bett stehen ... es war ein Traum.“

Ihre Augen fielen wieder zu, während ihre Lippen ein leises Gebet flüsterten.

Ihr Geist, der eben so geschwächt war als ihr Körper, versuchte es nicht, sich ihre neue Lage zu erklären und überdies herrschte ein düsteres Halbdunkel im Zimmer, so daß sie keinen Gegenstand deutlich erkennen konnte. Kurz, sie wußte nicht wo sie sich befand.

Die Malayin hatte inzwischen den Kork von dem Glasfläschchen genommen.

„Dies wirkt schnell,“ sagte sie mit einem Blick auf das Theegefäß; „die beiden Mädchen brauchen nicht lange zu leiden.“

Ihre Unschlässigkeit war zu Ende.

Sie streckte die Hand aus und goß die Hälfte von dem Inhalte des Fläschchens in das heiße Wasser.

Es war Alles still im Zimmer; aber dennoch war Nawn nicht allein.

Als Diana und Cypriane sich entfernten, hatten sie die Thür nicht verschlossen, sondern sie nur angelehnt.

Hätte Nawns scharfes Auge sich nach dieser Seite gerichtet, so würde sie in der Thürspalte ein schwarzes Gesicht erkannt haben, dessen vor Erstaunen offener Mund zwei Reihen glänzend weißer Zähne sehen ließ.

Uebrigens dauerte dies nur eine Sekunde, denn noch ehe Nawn das Fläschchen wieder in ihrem Busen verborgen hatte, war das schwarze Gesicht verschwunden.

„Mit dem nämlichen Gifte hat sie den Mulatten umgebracht,“ sagte Seïd hinter der Thür zu sich selbst.

Die Malayin überlegte jetzt, daß der Verdacht auf sie fallen und das Fläschchen dann gegen sie sprechen konnte. Sie ging daher geräuschlos in's Nebenzimmer, um das Flacon aus dem Fenster zu werfen.

Ihre Abwesenheit dauerte kaum eine Minute; als sie aber wieder zurückkam, war Blanca erwacht und sagte ängstlich mit ihrer schwachen Stimme, daß sie einen großen schwarzen Mann auf den Knieen durch das Zimmer habe kriechen sehen.

Nawn verstand sie entweder nicht oder achtete

nicht auf sie. Es war Niemand im Zimmer und die beiden Gefäße standen noch auf der nämlichen Stelle.

Einige Augenblicke darauf kehrten Diana und Cypriane zurück. Sie schienen beide betrübt zu sein und in ihren Augen sah man noch Spuren von Thränen.

„Sie können jetzt zu Bett gehen, liebe Frau," sagten sie zu der Malayin; „wir brauchen Sie nicht mehr."

Diese beeilte sich durchaus nicht zu gehorchen und blieb beständig in der Nähe des Kamins.

„Sie haben am Tage fast gar nichts genossen," erwiederte sie; „soll ich Ihnen nicht wenigstens eine Tasse Thee einschenken?"

„Wir wollen dies selbst thun ... gehen Sie nur, Sie werden der Ruhe bedürfen."

Nawn entfernte sich sehr ungern.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, fielen sich die beiden Schwestern weinend um den Hals; dann blieben sie einige Augenblicke in stummem Schmerze neben einander sitzen.

„Wollen wir ihn sterben lassen," sagte endlich Cypriane, „ohne wenigstens einen Versuch zu seiner Rettung zu machen?"

Diana schüttelte schweigend den Kopf.

„Wir haben nicht das Mindeste gethan, um ihn von seinem Vorsatze abzubringen," fuhr Cypriane fort; „er würde uns vielleicht Gehör geschenkt haben, da er uns liebt."

„Er hat uns entfernt," erwiderte Diana, „weil er fürchtete, daß ihn unsere Bitten und Liebkosungen in seinem Entschlusse wankend machen könnten."

„Und wir haben ihm ohne Widerstreben gehorcht! ... Ach! wenn ich jetzt bei ihm wäre, würde ich ihn gewiß andren Sinnes machen! ... ich würde ihm sagen, daß es eine Sünde ist, den Tod herbeizurufen ... denn ich bin überzeugt, daß er sich das Leben nehmen will."

„Welch ein edles Herz!" sagte Diana; „Gott wird Denen, die seinen Glauben vernichtet haben, gewiß nicht verzeihen!"

„Fluch über jenes Ehepaar!" rief Cypriane entrüstet.

„Schweig!" versetzte Diana, indem sie ihre Schwester am Arme ergriff; „wer weiß, ob Diejenigen, denen Du fluchest, nicht sehr unglücklich sind!"

Cypriane blickte sie fragend an, aber Diana schlug die Augen nieder.

„Wie hochherzig und gut ist er!" fuhr Letztere nach einer Pause fort. „Du hast Recht, liebe Schwester, wir hätten muthiger sein sollen ... wir hätten ihm noch so viel mitzutheilen und haben ihm nichts gesagt!"

„Nicht einmal, wie wir sein erstes Geschenk angewendet haben," entgegnete Cypriane; „ich hätte so gern von der gnädigen Frau mit ihm gesprochen!"

„Und von Blanca, die er gewiß auch lieb haben

würde. Wenn er sie nur wenigstens einmal hätte sehen können!“

„Und noch etwas!“ rief Cypriane. „Seine Stimme hatte einen schmerzlichen und vorwurfsvollen Ausdruck, als er von Etienne und Roger sprach. Wohl zehnmal war ich im Begriff, eine Frage an ihn zu richten.“

„Wenn er eine Ursache zum Tadel gehabt hätte, würde er uns doch nicht geantwortet haben,“ erwiderte Diana.

Blanca bewegte sich ein wenig im Schlafe.

„Du liebst ihn, wie ich,“ versetzte Cypriane, „und so tief auch die Wunde seines Herzens sein mag, es wäre uns gewiß mit der Zeit gelungen, sie zu heilen. Bedenke nur, wenn er eingewilligt hätte, mit uns nach Penhoël zu gehen! wie glücklich würde er dort im Kreise der Glücklichen geworden sein, die ihm ihre Rettung verdankten! ... Meinst Du nicht auch, liebe Schwester?“

„O ja,“ antwortete Diana zerstreut, „ich glaube, er würde sehr glücklich geworden sein.“

„Ist es denn übrigens nicht noch Zeit zu einem letzten Versuche?“ rief Cypriane. „Ich würde in diesem Augenblicke gewiß beredsam sein, denn mein Herz ist voll und es sollte mir nicht an Worten fehlen. Ich würde ihm sagen, wie fromm und gut die gnädige Frau ist, welch ein Engelsherz unsere Blanca hat und was für ein ehrwürdiger und sanfter Mann unser alter Vater ist! ...“

Sie hielt inne, weil Blanca sich von Neuem und noch stärker bewegte, während sich halb erstickte Seufzer ihrer Brust entwanden.

„Sie hat gewiß Schmerzen," sagte Cypriane leise.

Diana drückte plötzlich den Arm ihrer Schwester wieder, indem sie fragte:

„Hast Du Berry Montalt genau angesehen?"

„Warum?" entgegnete Cypriane verwundert.

„Ich weiß nicht, ob ich mich irre ... aber hast Du nicht eine gewisse Aehnlichkeit bemerkt?"

„Ja," antwortete Cypriane, „sie ist mir auch einmal aufgefallen, aber ich habe vergebens nachgesonnen, wem er ähnlich sieht."

„Dies kommt daher, weil Du Dich wahrscheinlich nicht mehr der Zeit errinnerst, als René von Penhoël noch glücklich war."

„Ja, Du hast Recht!" sagte Cypriane, in deren Geist es plötzlich hell wurde; „wenn ich mir Montalts Lächeln vergegenwärtige, so ist es mir, als sähe ich Penhoël lächeln."

Diana wurde immer nachdenkender.

„Mir ist auch noch etwas Anderes aufgefallen," hob sie wieder an. „Weißt Du noch? in der Bretagne sagte man uns immer, daß unser Oheim Ludwig die gnädige Frau geliebt habe ..."

„Du glaubst doch nicht etwa ..." begann Cypriane.

„Und daß die gnädige Frau ihn auch liebte," fuhr Diana fort; „daß ferner Ludwig von Penhoël die Bretagne deshalb verließ, weil sein Bruder René die gnädige Frau so sehr liebte, daß er vor Kummer krank und elend wurde ..."

„Ach, es ist wahr! es ist wahr!" rief Cypriane tief ergriffen. „Komm, Schwester, wir wollen zu ihm eilen und ihn auf den Knieen bitten, uns Alles zu sagen!"

Sie ergriff Diana's Arm und zog sie nach der Thür.

In diesem Augenblicke stieß Blanca einen lauten Schrei aus. Die beiden Schwestern blieben erschrocken stehen.

Blanca richtete sich von ihrem Lager auf und wand sich in schmerzhaften Convulsionen.

Diana und Cypriane hatten sie in der Wohnung der Marquise von Urgel vollständig angekleidet auf dem Bett gefunden und sie erst im Hotel des Nabob entkleidet. Ein Blick, den sie bei dieser Gelegenheit wechselten, und das plötzliche Erröthen ihrer Stirn hatte ihre gemeinschaftlichen Gedanken ausgedrückt.

Blanca war schwanger, auch das unerfahrenste Auge konnte darüber nicht in Zweifel sein.

Um sich dieses sonderbare Geheimniß zu erklären, das ein bisher unschuldiges und engelreines Mädchen laut anzuklagen schien, hatten die beiden Schwestern im

Stillen eine Menge Vermuthungen aufgestellt, sich aber ihre Gedanken nicht mitgetheilt.

Ueberdies hatte die Malayin das Zimmer fast noch keinen Augenblick verlassen, und in Gegenwart dieser fremden Person würden sie sich ohnehin nicht ausgesprochen haben.

Bei Blanca's Schmerzensschrei wurden sie Beide von der nämlichen Angst ergriffen, denn was hätten sie thun sollen, wenn die Stunde der Entbindung gekommen war? Sie waren allein und wußten nicht, wie sie der Kranken Hilfe leisten sollten.

Sie dachten jedoch nicht daran, fremden Beistand herbeizurufen, denn in ihrer ersten Angst hörten sie nichts, als die Stimme ihres Gefühls, die ihnen zurief, die Ehre des Hauses Penhoël zu retten.

Aber was hofften sie denn? Ach, die guten Kinder hätten es wohl selbst kaum sagen können!

Sie hatten nur den unbestimmten Willen, das wahrscheinlich zur Welt kommende Kind zu verbergen. Wie dies aber möglich sein würde, wußten sie nicht.

Jedenfalls war es ihnen nicht unbekannt, daß die Geburt eines Kindes die Mutter oft an den Rand des Grabes bringt und daß eine Wöchnerin der Pflege erfahrener Personen und des ärztlichen Beistandes bedarf.

Blanca's Stöhnen zerriß den beiden Schwestern das Herz, und doch blieben sie unbeweglich am andren Ende des Zimmers stehen. Eine gewisse Scheu hielt

sie von diesem Lager entfernt, auf dem ein Geheimniß der Natur vorging, das sie ängstigte.

Blanca sah sie nicht; sie glaubte allein zu sein.

„Mein Gott! habe Mitleid mit mir!“ betete sie laut weinend vor Schmerz. „Heilige Jungfrau! laß mich nicht hilflos umkommen, denn Du weißt, daß ich unschuldig bin! ... O, Mutter! Mutter! wenn Du wüßtest, was ich leide.“

Die Erschöpfung beschwichtigte einen Augenblick ihre Schmerzen. Diana und Cypriane sahen, wie ihr Kopf auf das Kissen zurücksank. Sie war blaß wie eine Leiche.

So oft die Schmerzen sich ein wenig beruhigten, kehrte jedesmal der Zweifel in ihr kindliches Gewissen zurück, denn sie war sich keines Fehltritts bewußt.

„Es ist unmöglich,“ flüsterte sie; „ich bin wahnsinnig! ... Junge Mädchen wie ich, werden nicht Mutter! ... Mein Gott, wenn ich sterben muß, so befreie mich von diesem Gedanken, der mich hindert zu beten!“

Diana und Cypriane hörten mit Bestürzung diese Worte. Sie konnten die unglaubliche Wahrheit nicht fassen, aber ihre Herzen bedurften keiner überzeugenden Versicherung, denn sie hätten auf Blanca's Unschuld einen Eid abgelegt.

Die Augenblicke der Ruhe waren nur von kurzer Dauer und die Schmerzen kehrten dann immer mit um so größerer Heftigkeit zurück. Diana und Cypriane

waren allmählig näher getreten und standen dicht neben dem Bett, als Blanca die Augen wieder ein wenig öffnete.

„Ich danke Dir, heilige Jungfrau!“ sagte sie mit einem sanften Lächeln; „Du sendest mir Deine Engel, um mir beizustehen!“

Ihre Augenlider senkten sich von Neuem und sie flüsterte:

„Vielleicht bin ich schon im Himmel bei meinen beiden Cousinen!“

Diana und Cypriane weinten.

Nachdem Blanca wieder eine ruhige Minute gehabt hatte, ergriff sie ein heftiges Zucken und sie stieß einen lauten Schrei aus. Diana, die unter ihren Thränen vor Rührung lächelte, empfing ein Kind in ihren Armen.

Die Malayin hatte sich nur zum Schein entfernt und war hinter der Thür stehen geblieben, um den günstigen Augenblick zu erwarten, wo sie ihr Gold verdienen konnte.

Sie hatte Alles gesehen und mit angehört.

Und dieses Weib, die ungeduldig der Stunde des Verbrechens harrte, wurde beim Anblick des Kindes und der jungen Mutter von Mitleid ergriffen.

Um diese beiden zu ermorden, hatte sie das Gold nicht bekommen.

Mit einem Sprunge war sie im Zimmer und

bemächtigte sich des Kindes, um ihm die erste Pflege angedeihen zu lassen.

Blanca faltete die Hände, indem sie froh und erleichtert auf ihr Kopfkissen zurücksank. Die beiden Schwestern aber fielen der Malayin um den Hals und küßten sie mit inniger Dankbarkeit.

Nawn verlor jedoch den Kopf nicht. Der gegenwärtige Augenblick war zu günstig.

„Sie können krank werden, wenn Sie nichts genießen,“ sagte sie zu den beiden Schwestern; „und diese junge Dame wird Ihres Beistandes noch sehr bedürfen.“

„Geben Sie uns was Sie wollen!“ riefen Diana und Cypriane zu gleicher Zeit, während sie abwechselnd das Kind auf den Arm nahmen.

Nawn füllte zwei Tassen mit Thee und ihre Hände zitterten nicht, als sie sie auf einem Präsentirteller herbeibrachte.

Cypriane und Diana tranken heiter und vergnügt, nachdem sie der Malayin das Kind übergeben hatten.

Blanca schien sanft zu schlummern und ihre Anwesenheit war daher nicht mehr unumgänglich nöthig. Sie wollten deshalb diesen Augenblick benutzen, um noch einmal zu Berry Montalt zu gehen und den letzten Versuch zu machen, welcher durch Blanca's Entbindung aufgeschoben worden war.

Das Zimmer des Nabobs war leer, aber das Bett

war eingedrückt. Jedenfalls hatte er sich angekleidet niedergelegt, um einige Augenblicke zu ruhen.

Es war jetzt einige Minuten nach fünf Uhr Morgens.

Als Nawn sich allein befand, legte sie das Kind auf Blanca's Bett.

„Sie waren sehr schön!“ murmelte sie vor sich hin, als wären die beiden Schwestern schon todt gewesen. „Noch eine Viertelstunde und Alles ist vorüber ...“

Sie eilte hinaus und begab sich in das letzte Zimmer des linken Flügels, das auf die einsame Straße ging. Hier öffnete sie das Fenster; man hörte draußen nicht das leiseste Geräusch.

„Sollten sie nicht gekommen sein?“ sagte sie zu sich selbst. „Ich hatte es doch um fünf Uhr versprochen und jetzt ist es schon zehn Minuten später!“

Sie zündete zwei Lichter an und stellte sie auf das Fensterbret.

Ein dumpfer Ruf unterbrach die nächtliche Stille.

„Sie sind da!“ sagte Nawn.

VII.

Fünf Duelle.

Es war einige Sekunden nach drei Viertel auf sechs Uhr. Ein kalter Wind rauschte in den entblätterten Bäumen des einsamen Gehölzes von Boulogne.

Eine elegante Equipage erschien auf dem Rundtheile der Porte d'Orleans und fuhr im scharfen Trabe über den mit weichem Sande bestreuten Platz bis dicht an die Umfassungsmauer, wo sie in einer Entfernung von etwa dreihundert Schritten von der Schildwache anhielt.

Die niedrigen Bäume des Gehölzes, welches damals nur erst ein Gebüsch zu nennen war, hinderten den Soldaten, den Wagen zu sehen; aber demohngeachtet sagte ihm sein kriegerisches Gefühl:

„Das sind Leute, die auf das Feld der Ehre gehen... ihnen darf ein französischer Soldat nichts in den Weg legen.“

Er drückte den Tzschako tiefer in die Augen und hüllte sich fester in seinen grauen Mantel, mit dem Vorsatze, nichts zu sehen und nichts zu hören.

Inzwischen war der Schlag des Wagens geöffnet worden und zwei Neger waren von dem Kutschersitze und dem Bediententritte herab gesprungen, um ihren Gebietern beim Aussteigen zu helfen.

Montalt stieg zuerst aus, und nach ihm kam sein Intendant, Mr. Nehemiah Jones, der vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet war. Außer ihnen saß Niemand in dem Wagen.

Der Nabob, welcher auffallend blaß war und dessen Gesichtszüge die verdrüßlichste Stimmung verriethen, in der wir ihn noch gesehen haben, blieb mit verschlungenen Armen neben den Pferden stehen, während der Intendant ein Paar Degen aus dem Wagen nahm und sich dann neben seinen Herrn stellte.

Die beiden Neger stiegen wieder auf ihre Plätze.

Bis jetzt war noch kein Wort gesprochen worden.

Montalt sah nach der Uhr.

„Zehn Minuten vor sechs," sagte er vor sich hin; „schon fünf Minuten zu spät!"

„Die Franzosen sind leichtfertig und vergeßlich," bemerkte Mr. Jones; „die Pünktlichkeit gehört nicht zu ihren Tugenden und glaubwürdige Reisende haben beobachtet . . ."

„Genug, Mr. Jones!" unterbrach ihn Mon=

talt. „Wenn ich nicht irre, höre ich einen Wagen kommen.“

Der Intendant verbeugte sich und horchte.

„Ihre Herrlichkeit haben Recht,“ sagte er dann, „es ist in der That ein Wagen. Werden Sie sich hier schlagen oder gehen Sie tiefer ins Gebüsch?“

„Suchen Sie eine passende Stelle, Mr. Jones,“ entgegnete Montalt.

Der Intendant entfernte sich mit steifen und gemessenen Schritten, um zu gehorchen.

In diesem Augenblicke erschien der Wagen, den man gehört hatte, am Eingange der Allee. Es war ein Fiaker, aus welchem Etienne und Roger stiegen. Sie hatten keine Sekundanten bei sich.

„Herr von Pontalès scheint also nicht zu kommen?“ sagte Montalt zu sich selbst.

Er wechselte einen kalten Gruß mit den beiden jungen Männern.

„Wir kommen allein,“ sagte Etienne hierauf; „weil der Kampf so wie Sie ihn wünschten, uns nicht convenirt.“

„So!“ versetzte Montalt.

„Wir haben geloos't,“ fuhr Etienne fort.

„Und ich habe verloren,“ ergänzte Roger.

„Ich werde mich demnach mit Ihnen schlagen, Mylord,“ setzte Etienne in einem schmerzlichen, aber keineswegs zornigen Tone hinzu.

Der Blick, den er dabei auf Montalt warf, schien vielleicht wider seinen Willen noch einmal um die so entschieden verweigerte Erklärung zu bitten.

Montalt wendete sich ab und betrachtete Roger, dessen Wangen schon glühten und der nur mit großer Mühe den Ausbruch seiner Wuth zu unterdrücken schien.

Der trotzige und spöttische Blick des Nabobs zwang ihn die Augen niederzuschlagen.

„Sie haben also geloos't, meine Herren?“ sagte Letzterer; „Herr von Launoy hat gewonnen und ist nur als Sekundant mit hierher gekommen?... Herr von Launoy glaubt demnach, mich ungestraft beleidigen zu können?“

Etienne trat vor seinen Freund, der eine Bewegung gemacht hatte, um sich auf Montalt zu stürzen.

„Unterlassen Sie dies, Mylord!“ rief er in ernstem Tone; „im Augenblicke eines Zweikampfes denken wir Franzosen nicht mehr an Beleidigungen.“

Montalt blieb noch immer mit über der Brust gekreuzten Armen stehen. Neben der Geringschätzung, die aus seinen Gesichtszügen sprach, erkannte man auch eine kalte und absichtliche Grausamkeit.

„Ich habe bis jetzt noch immer die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, Mylord,“ hob Etienne wieder an. „Mein Herz zweifelte beharrlich, nicht wegen Ihrer, denn ich weiß, daß es Charaktere giebt, bei denen die

Wohlthätigkeit eine Laune ist, so gut wie das Verbrechen ... sondern um des Mädchens willen, die ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe und die ich erst vor zwei Monaten so schön und so rein verlassen habe. Obgleich ich nicht nur mit meinen Augen, sondern auch mit denen meines Freundes gesehen habe, so wollte ich es dennoch nicht glauben ...“

„Man sagt immer, der Glaube macht selig,“ unterbrach ihn Montalt.

Das Blut stieg dem jungen Maler ins Gesicht und ein Blitz zuckte aus seinen Augen.

„Einer von uns wird sterben,“ fuhr er fort, „wozu also jetzt noch diesen Spott?... Ein Zufall hat uns zusammengeführt, Sie haben uns Ihre Freunde genannt und uns durch erheuchelte Liebe unser Geheimniß entlockt, während wir es aufrichtig meinten und nichts Arges vermutheten ... Und als Sie unsren Kummer und die schöne Hoffnung kannten, die uns aufrecht erhielt, haben Sie Ihr Gold dazu benutzt, um aus einem unbekannten Dorfe in der Bretagne zwei arme Mädchen zu holen und unser Glück zu zertrümmern. O, gewiß, es war kaum zu glauben, denn es lag fast Wahnsinn in Ihrer schimpflichen Rolle, Mylord, und Sie sind auch in meinen Augen mehr ein Narr als ein Schurke!“

„Wenn es Ihrer Herrlichkeit gefällig ist,“ rief

Nehemiah Jones im Gebüsch; „ich habe eine geeignete und comfortable Stelle gefunden ...“

„Vorwärts!“ sagte Montalt, indem er vorausging; „Ihr Sermon war vielleicht noch nicht zu Ende, Herr Moreau ... aber die Geschäfte sind wichtiger.“

Sie gingen ins Gebüsch und nach wenigen Augenblicken trafen sie auf einer kleinen Lichtung mit dem Intendanten zusammen.

Die beiden jungen Männer sprachen nicht mehr. Der Nabob drückte dem Intendanten seine Zufriedenheit mit der gewählten Stelle aus und legte seinen Rock ab.

Etienne war schon bereit.

„Es ist ein Kampf auf Leben und Tod,“ sagte er mit leiser, aber fester Stimme, indem er sich auslegte. Nach einer stummen Verbeugung folgte Montalt seinem Beispiele.

Die Klingen wurden gekreuzt. Die elegante aber nur leichte Parade des Nabob schien ihn bloszustellen.

Etienne begann den Angriff nach allen Regeln der Fechtkunst mit großer Besonnenheit und Geistesgegenwart. Montalt dagegen parirte seine Stöße mit fortwährender Nachlässigkeit.

Erst nach einer vollen Minute führte er selbst einen gewandten Stoß und erhob dann sogleich seinen Degen.

Etienne's Hemd färbte sich mitten auf der Brust

mit einem kleinen Blutflecken. Die Stelle war gefährlich und Roger sprang daher eiligst seinem Freunde bei.

Währenddem gab Montalt seinem Intendanten einen Wink, worauf dieser ein ostindisches Taschentuch hervor nahm und die Spitze des Degens abtrocknete, an der ein Blutstropfen glänzte.

„Du bist verwundet!“ sagte Roger, indem er seinem Freunde den Degen aus der Hand nahm.

„Es ist nur eine kleine Schramme,“ versetzte Montalt.

Etienne hatte im ersten Augenblicke geglaubt, daß seine Brust durchbohrt sei, aber die Wunde war in der That nicht viel bedeutender als ein Nadelstich.

Sein Stolz empörte sich und der Zorn, den er bis jetzt gewaltsam unterdrückt hatte, färbte sein Gesicht mie dunkler Röthe.

Er wollte Roger den Degen wieder entreißen; dieser stieß ihn aber unsanft zurück, indem er ausrief:

„Laß mich! ich will sehen, ob dieser Herr auch mit mir seinen Scherz treiben wird!“

„Dies ist ganz in der Ordnung,“ sagte Montalt, indem er sich wieder auslegte; „mein Sekretair muß auch an die Reihe kommen.“

„Vertheidigen Sie sich!“ rief Roger, dessen Hand vor Wuth zitterte.

„Tragen Sie keine Sorge,“ erwiderte Montalt, „der Scherz wird nicht ewig dauern und das Blut wird

nicht nur die äußerste Spitze meines Degens färben. Ich bin hier, um mich zu rächen; zuerst an Ihnen, meine jungen Herren, weil Sie die Hand eines Wohlthäters beleidigt haben. Ich räche mich an Ihnen, indem ich Ihnen die letzte Wohlthat erzeige und Ihnen das Leben schenke, nachdem ich Ihnen ein Obdach und meinen Tisch gegeben habe."

Roger that einen Schritt vorwärts.

Anstatt zurück zu treten, riß Montalt ihm seinen Degen aus der Hand und warf ihn auf den Erdboden.

„Geduld!" fuhr er dann fort, „ich habe diesen Morgen den ganzen Sermon Ihres Freundes und gestern alle Ihre Beleidigungen bis zu Ende angehört... Ich erwarte noch mehr Gesellschaft, aber jetzt sind wir noch allein und haben Zeit."

Roger hatte seinen Degen wieder aufgehoben und stellte sich Montalt gegenüber.

„Das Schicksal mancher Leute ist wirklich höchst merkwürdig!" rief Letzterer. „So oft ich etwas Gutes gethan habe, bin ich immer dafür bestraft worden! Von den fünf Personen, die ich hier erwarte, um mich mit ihnen zu schlagen..."

„Fünf Personen?..." wiederholten die beiden Männer.

„Ist mir nur eine einzige keinen Dank schuldig," sprach Montalt weiter, ohne sich durch die Unterbrechung stören zu lassen. „Von den vier anderen habe ich zwei,

nämlich Sie Beide, als meine Söhne betrachtet; der dritte ist ein junger Mensch, dem ich das Leben gerettet habe; der vierte ...."

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, ohne den Satz zu vollenden.

„Die drei ersten," begann er hierauf in ernstem Tone wieder, „will ich auf gleiche Weise bestrafen ... ihre Brust soll nur von der Spitze meines Degens berührt werden ... und alle drei mögen diese kleine Wunde als ein Zeichen meines Mitleids und meiner Geringschätzung ansehen."

„Vorwärts dann!" rief Roger, der sich nicht mehr beherrschen konnte.

Montalt rührte sich nicht.

„Der, welcher mir nichts verdankt," fuhr er fort, „soll am besten behandelt werden; er soll einen ernsten Degen in mir finden und in einem Kampfe fallen, der eines Mannes würdig ist. Aber den Letzten möge Gott beschützen! bei ihm soll meine Rache furchtbar sein!"

Er warf seine langen schwarzen Haare zurück und legte sich endlich wieder aus.

Mit einem wilden Freudenschrei drang Roger auf ihn ein.

Etienne war noch immer unbeweglich, als hätte ihn ein Blitzstrahl getroffen.

Er war nicht um Rogers Leben besorgt, denn

dieser Zweikampf erschien ihm als ein Possenspiel, unter dem ein Geheimniß verborgen war, das er sich nicht zu erklären vermochte.

Diana's Bild stand vor seinen Augen, und die unwiderstehliche Zuneigung, die ihn bisher an Montalt gefesselt hatte, war so groß, daß er hinter diesem entsetzlichen Vorspiele einen glücklichen Ausgang erblickte.

War das Herz dieses Mannes nicht ein Abgrund, in welchem Tugend und Laster, Zweifel und Glaube ein verworrenes Chaos bildeten? ...

In dem Augenblicke, als sich die beiden Klingen berührten, vernahm man auf dem Sande der nahen Allee das Rollen eines Wagens.

Roger beschleunigte seinen wüthenden Angriff, als ob er gefürchtet hätte, daß ihm seine Beute entgehen könnte. Der Nabob aber ließ sich durch ihn so wenig aus seiner phlegmatischen Ruhe bringen als vorher durch Etienne. Man hätte einen Fechtmeister zu sehen geglaubt, der spielend die übereilten Stöße eines ungeschickten Schülers parirte.

„Was bedeutet dies?“ rief der junge Pontalès, der eben mit zwei Sekundanten auf dem Kampfplatze erschien.

In dem nämlichen Augenblicke zeigte sich Vincenz auf der andren Seite.

Etienne, Roger, Vincenz und Pontalès erkannten

sich mit gleichem Erstaunen. Aber es war jetzt keine Zeit zu gegenseitigen Erklärungen.

Der Nabob hatte einen Stoß geführt und ein kleiner Blutfleck färbte Rogers Hemd auf der nämlichen Stelle wie bei Etienne.

Montalt erhob seinen Degen und die Spitze desselben wurde abermals vom Intendanten mit dem ostindischen Taschentuche abgetrocknet.

„Es ist nichts!“ rief Roger; „weiter!“

„Mein lieber Herr von Launoy,“ entgegnete Montalt, indem er nach der Uhr sah, „ich kann Jedem von Ihnen nur eine Viertelstunde bewilligen, und die halbe Stunde ist vorüber.“

Die Neuangekommenen bildeten einen Kreis um die beiden Kämpfer.

„Ausgelegt!“ rief Roger von Neuem, indem er mit Ungestüm auf seinen Gegner eindrang.

Montalt's Degen beschrieb einen raschen Halbkreis und Roger ließ, zum zweiten Male entwaffnet, die Arme muthlos am Körper herabsinken.

„Jetzt zu Ihnen, Herr von Pontalès!“ sagte der Nabob mit kalter Ruhe.

„Ein solcher Zweikampf ist meines Wissens allen Regeln zuwider,“ entgegnete Pontalès, nachdem er mit seinen beiden Sekundanten einen Blick gewechselt hatte; „ich weiß nicht, ob ich ...“

„Ich kenne keine Regeln!“ unterbrach ihn

Vincenz, der inzwischen Rogers Degen aufgehoben hatte. „Hier sind Waffen ... weiter brauchen wir nichts."

„Wohl gesprochen!" rief Montalt lachend; „dieser ist ein ächter Betragner ... eine Löwenmähne und ein Wolfsherz!"

„Und er versteht den Degen zu führen!" versetzte Vincenz; „wenn Sie keine feste Hand und kein kaltes Blut haben, so rathe ich Ihnen, Sich nicht mit ihm zu schlagen!"

Anstatt aller Antwort legte sich der Nabob zum dritten Male aus; aber schon bei dem ersten Stoße sah er ein, daß er sich zusammennehmen mußte, denn Vincenz war ein gewandter Gegner.

Der Kampf dauerte mehrere Minuten, nach deren Verlauf sich abermals der gewöhnliche Blutfleck auf der Brust des jungen Mannes zeigte.

Das Taschentuch spielte seine Rolle wieder und Vincenz zog sich zu Etienne und Roger zurück.

„Jetzt zu Ihnen, Herr von Pontalès!" wiederholte der Nabob.

Während der junge Graf, ohne neue Einwendungen zu machen, seinen Rock ablegte, betrachtete ihn Montalt mit einem fast schmerzlichen Ausdrucke.

„Sie sind jung," sagte er hierauf zu ihm, „und wahrscheinlich fehlt es Ihnen auch nicht an Muth. Noch ist es Zeit, daß Sie von dem Kampfe abstehen,

Herr von Pontalès ... wenn Sie mir aber gegenübertreten, dann sage ich Ihnen im Voraus, daß sich mein Degen nicht damit begnügen wird, Ihnen die Haut zu ritzen. Ich hatte vielleicht meine Gründe, um diese drei jungen Leute zu schonen, vielleicht aber habe ich andre, um Sie nicht zu schonen!“

Es lag jetzt weder Spott noch Prahlerei in diesen Worten.

„Sie sind geschickt, wie ich gesehen habe,“ erwiderte Pontalès; „ich werde thun was ich kann.“

Bei dem ersten Gange bewies er, daß er selbst ein ausgezeichneter Fechter war. Aber es schien, als ob Montalts entblößte Brust mit einem unsichtbaren Stahlpanzer bedeckt wäre.

Er war ein ganz andrer Mensch geworden. Die Nachlässigkeit in seiner Haltung war verschwunden, in seinen Augen glänzte ein düstres Feuer und tiefe Falten durchfurchten seine Stirn.

Plötzlich hielt er inne und stützte seinen Degen auf den Boden.

„Ein Wort, Herr Graf,“ sprach er so leise, daß nur Pontalès es hören konnte. „Ich habe Ihnen schon gestern gesagt, daß Sie Ihrem Vater ähnlich sehen ... und ich dürfte leicht vergessen, daß Sie mir nie etwas zu Leide gethan haben.“

„Aha!“ rief Pontalès, „wie es scheint, haben Sie keine Lust mehr zu scherzen, Mylord! ... Wenn

Sie ermüdet sind, will ich Ihnen erlauben, ein wenig auszuruhen."

„Nun gut, Sie wollen es nicht anders!" versetzte Montalt mit zornfunkelnden Augen. „Ich sehe nur noch den Sohn Ihres Vaters in Ihnen, und ich räche mich!"

Die beiden Degen schlugen von Neuem klirrend an einander, und nach wenigen Minuten fiel Pontalès, an der nämlichen Stelle getroffen wie die drei Anderen.

Diesmal aber war die Degenspitze Montalts in einer Länge von vier Zoll vom Blut geröthet.

Als Etienne, Roger und Vincenz sich schon von dem Kampfplatze entfernen wollten, ließ sich das Geräusch von Schritten im Gebüsch vernehmen.

Die drei jungen Männer stießen einen Schrei des Erstaunens aus.

„Mein Vater!" rief Vincenz.

„Der Oheim Johann!" setzten Etienneund Roger hinzu.

Montalt erschrak ein wenig, aber seine Gesichtszüge verriethen durchaus keine innere Bewegung.

„Sein Sohn!" dachte er nur im Stillen; „und die beiden Anderen kennen ihn auch! ... Wer sind dann Cypriane und Diana?"

Johann von Penhoël trat auf den Kampfplatz. Er trug wie immer seine Holzschuhe und die graue

Bauernjacke, auf der aber diesen Morgen das Sanct-Ludwigskreuz glänzte.

„Wenn ich zu spät komme, so bitte ich um Entschuldigung,“ sagte er schon von ferne; „ich habe einen weiten Weg zu gehen gehabt und meine Beine sind nicht mehr jung.“

Als er näher kam, erkannten seine schwachen Augen endlich die drei jungen Männer, welche leise mit einander sprachen und sich zu berathen schienen. Er ging auf sie zu und reichte jedem von ihnen die Hand, indem er sagte:

„Guten Morgen, Vincenz ... wie kommt es, daß Du aus dem Dienste des Königs getreten bist? ... Erzähle es mir nachher. Vor der Hand sei mir willkommen ... mögest Du glücklicher werden, als ich es bin! ... Guten Morgen, Roger und Etienne! ... ich dachte auf dem ganzen Wege bei mir, daß ich nicht einen einzigen Freund in Paris hätte, der mir hätte sekundiren können ... doch ich sehe, daß ich mich irrte. Sie sehen, Mylord,“ sagte er zu diesem, „daß ich Ueberfluß an Sekundanten habe ... ich bitte Sie nur noch, mir einen Degen zu leihen.“

Er sprach dies mit seiner sanften und wohlklingenden Stimme; aber der Ausdruck seines Gesichts war nicht mehr so demüthig als sonst. Er trug den Kopf hoch und aus seinen großen blauen Augen leuchtete ein edler Stolz. Die drei jungen Männer betrachteten

ihn mit wehmüthiger Ehrerbietung, und selbst Montalt konnte sich nicht enthalten, ihn, wenn auch nur verstohlen, anzusehen, während er seinem Gesicht einen Ausdruck kalter Geringschätzung zu geben suchte.

Der Oheim Johann stellte sich ihm gegenüber.

„Geben Sie dem Herrn einen Degen, Mr. Jones,“ sagte Montalt zu seinem Intendanten.

Der alte Johann bückte sich schon, um einen aufzuheben.

„Was sehe ich?“ rief er plötzlich überrascht; „hier sind Blutstropfen auf der Erde ... sollte ich nicht der Erste sein?“

Die drei jungen Männer, welche bis jetzt unschlüssig zusammen gestanden hatten, gingen jetzt aus einander, und Vincenz trat zwischen seinen Vater und den Nabob, indem er sagte:

„Dieser Zweikampf darf nicht stattfinden, Mylord!“

„Sie sind der Fünfte, Herr von Penhoël,“ sprach Etienne währenddem leise zu dem Oheim; „zuerst ich, dann Roger, dann Ihr Sohn und endlich Herr Alain von Pontalès, den seine Sekundanten tödtlich verwundet forttragen. Wir Alle sind hier auf dieser Stelle besiegt worden.“.

„Er ist also ein tüchtiger Degen?“ erwiderte der alte Mann, indem er mit noch glänzenderen Augen die Klinge seiner Waffe bog.

„Er ist ein wahrer Teufel!“ versetzte Roger; „Gewandtheit und Kaltblütigkeit sind gänzlich unnütz gegen ihn ... es ist, als besäße er ein Zaubermittel.“

„Das freut mich um so mehr!“ rief der Oheim Johann lebhaft; „tretet auf die Seite, meine Kinder! ich fechte für eine gute Sache, ich habe noch einen kräftigen Arm und Gott ist gerecht.“

Etienne und Roger gingen nicht von der Stelle.

„Ich weiß nicht, ob Euer Streit mit dem meinigen Aehnlichkeit hat,“ setzte Johann von Penhoël hinzu, indem er sich durch einen gebieterischen Wink entfernte. „In einer Viertelstunde können wir davon sprechen.“

Jetzt stand nur noch Vincenz zwischen ihm und seinem Gegner. Er sprach lebhaft mit dem Nabob; aber dieser wendete sich von ihm ab, ohne zu antworten.

„Tritt auf die Seite, Vincenz!“ rief ihm der Oheim Johann zu. „Ich sage Dir nicht, daß Du Dich entfernen sollst, denn Du bist Soldat und der Sohn eines alten Soldaten; aber keine Schwäche, mein Sohn! wir sind hier, um die Ehre des Namens Penhoël zu retten.“

„Lieber Vater, ich bitte Sie ...“ wollte Vincenz noch einwenden.

„Still!“ unterbrach ihn der Oheim, „Du siehst, daß Mylord auf uns wartet.“

Montalt sah in der That nach der Uhr.

„Wir haben fünf Minuten verloren!“ sagte er.

„Wir wollen sie bald wieder einbringen,“ entgegnete Johann, indem er seine Holzschuhe und seine graue Jacke ablegte.

„Erinnerst Du Dich,“ sagte Etienne ängstlich zu Roger, „daß Montalt gesagt hat, an dem Fünften würde er sich furchtbar rächen? ... Johann von Penhoël ist der Fünfte!“

Roger antwortete nichts.

Beide hegten den nämlichen Wunsch wie Vincenz, den ungleichen Kampf zu verhindern; aber es lag eine so ernste und stolze Entschlossenheit in den Gesichtszügen des alten Penhoël, daß sie sich seinem Willen fügen mußten.

Johann trat auf die nämliche Stelle, wo seine vier Vorgänger gestanden hatten; dann untersuchte er seinen Degen und legte sich aus.

Vier kräftige junge Männer hatten schon auf diesem Platze gestanden; aber dennoch ließ sich voraussehen, daß Montalt erst diesmal einmal einen seiner würdigen Gegner finden würde.

Der Kampf begann. Der alte Oheim führte seinen Degen mit einer unglaublichen Gewandtheit und man sah, daß Montalt seine ganze Kraft und Geschicklichkeit aufbieten mußte, um die schnell auf einander folgenden Stöße des Greises zu pariren.

Etienne, Vincenz und Roger sahen mit ängstlicher Spannung und zurückgehaltenem Athem zu.

Als der Kampf schon fünf lange Minuten gewährt, hatte der Oheim Johann ein wenig Terrain gewonnen; aber man sah auch große Schweißtropfen über seine glühenden Wangen herabrinnen und seine Athemzüge geräuschvoller und beschwerlicher.

Der Nabob zeigte noch immer die nämliche Ruhe und Kaltblütigkeit wie im ersten Augenblicke. Er parirte mit einer mathematischen Präcision, ohne einen einzigen Gegenstoß zu thun.

Der Oheim Johann, der bereits alle Vortheile der Fechtkunst in Anwendung gebracht hatte, nahm jetzt plötzlich den Degen in die linke Hand und führte einen furchtbaren Stoß gegen die Brust des Nabobs. Dieser aber parirte denselben, ohne einen Fußbreit von der Stelle zu weichen, und sprang dann zurück aus dem Bereiche des feindlichen Degens, indem er mit kalter Ruhe sagte:

„Hier liegt das Herz, Herr von Penhoël ... ruhen Sie erst ein wenig aus.“

Der alte Mann hielt keuchend inne.

„Ich hatte geglaubt,“ murmelte er vor sich hin, „daß es nur einen Mann in der Welt giebt, der einen solchen Stoß zu pariren versteht!“

Wer Montalt vom Beginn des Kampfes an genau beobachtet hätte, würde unter seiner Maske schonungsloser Härte eine geheime Rührung entdeckt haben.

Aber wenn er diese wirklich empfand, so unterdrückte er sie wenigstens mit der ganzen Kraft seines Willens. Ein Rachegedanke beseelte ihn, wie er gesagt hatte, und diesen hielt er mit Beharrlichkeit fest.

Die drei jungen Männer richteten ihre flehenden Blicke auf ihn; er wollte sie nicht sehen.

Johann von Penhoël hatte die Spitze seines Degens in die Erde gestoßen.

Seine Augen waren fest auf den Nabob geheftet und eine sonderbare Unschlüssigkeit sprach sich in seinem Gesicht aus.

„Ich weiß nicht, ob mich meine Augen trügen,“ murmelte er; „Vincenz, die Deinigen sind besser ... sieh doch ... aber Du warst noch ein kleiner Knabe, als er uns verließ ... Mein Gott! Mein Gott! träume ich oder wache ich?“

Seine Stimme zitterte und er trat einen Schritt näher zu Montalt, der nicht auf ihn zu hören schien.

„Lassen Sie sich ansehen,“ sagte der alte Oheim mit steigender Gemüthsbewegung zu ihm; „gestern, als ich Sie forderte, wendeten Sie mir den Rücken zu, und meine Augen sind zu schwach, um auf doppelte Degenlänge einen Menschen zu erkennen...“

Er stand jetzt ganz nahe vor Montalt, der mit finstrer Stirn die Augen zu Boden senkte.

„Ach!“ rief der Greis wieder in schmerzlichem Tone, „es sind zwanzig Jahre her und ich irre mich viel-

leicht! ... Sehen Sie mich an ... kennen Sie mich nicht?“

„Nein!“ antwortete Montalt.

Der Oheim Johann bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Nein!“ wiederholte er; „dann muß ich mich wohl irren, denn Ludwig von Penhoël würde den alten Freund seines Vaters nicht verleugnen!“

Montalts Gesicht blieb kalt und gefühllos, aber seine Hand umklammerte krampfhaft den Griff seines Degens.

„Genug!“ sagte er in rauhem Tone; „Sie können sich hinreichend erholt haben.“

Der Oheim Johann ließ sein weißes Haupt auf die Brust sinken und kehrte auf seinen Platz zurück.

Die drei jungen Männer hatten die letzten Worte nicht gehört, und verstanden daher diese Scene nicht.

Ehe Johann von Penhoël den Degen wieder zur Hand nahm, trocknete er sich die Augen, welche mit Thränen gefüllt waren.

„Ich bitte Sie noch um eine Minute,“ sagte er zu Montalt, „denn um sich gegen Sie zu vertheidigen, muß man einen hellen Blick haben ... die Greise sind wie die Kinder ... sie weinen. O, diese getäuschte Hoffnung hätte mir Gott ersparen sollen! ... Er war mein Sohn, und ich weiß nicht, ob ich meinen Vincenz so liebe wie ich ihn liebte!“

Die Stirn des Nabobs verfinsterte sich noch mehr und eine lebhafte Röthe überzog einen Augenblick seine bleichen Wangen.

„Vorwärts!“ rief er mit veränderter Stimme.

Der Oheim Johann nahm seinen Degen und stellte sich in Positur.

Aber kein andrer Degen kreuzte sich mit dem seinigen.

Die drei jungen Männer stießen zusammen einen Schrei des Erstaunens aus ... Montalt stand mit offnen Armen vor dem Oheim Johann und zwei große Thränen rollten über sein Gesicht herab.

Der furchtbarste Kampf, den Berry Montalt diesen Morgen bestanden hatte, war der Kampf gegen sich selbst, und sein Herz hatte gesiegt.

„Mein alter Freund!“ schluchzte er; „mein alter Vater!“

Johann von Penhoël warf sich an seine Brust und Montalt küßte sein weißes Haar.

VIII.

Das kleine Schloß.

Der Nabob hatte diesen Morgen sein Hotel kurz vor Tagesanbruch verlassen.

In dem Augenblicke, als sein Wagen abfuhr, entfernte sich ein Mann, der vor dem Haupteingange auf der Lauer gestanden hatte, und lief eiligst um die Gartenmauer herum in das enge Gäßchen an der hintern Seite des Hauses.

Es war noch ziemlich dunkel.

„Seid Ihr da?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

Zwei Männer traten aus einer Vertiefung der Mauer hervor. Diese beiden Männer waren der Chevalier von Las Matas und der Graf von Manteira.

„Nun?“ fragten sie.

„Er ist fort,“ erwiderte der Baron Bibander; „ich habe ihn eben mit seinem dürren Intendanten und den beiden Negern abfahren sehen.“

Die beiden Lichter, welche Nawn an das letzte Fenster des linken Flügels gestellt, hatten nur einen Augenblick gebrannt.

„Und das Signal?“ fragte Bibandier seinerseits.

„Alles in Ordnung,“ antwortete Robert. „Da Mylord seine beiden Wächter mitgenommen hat, so brauchen wir nur ein paar Thüren einzuschlagen.“

„Mir gefällt diese kleine Parthie ausnehmend,“ sagte Blaise; „aber wie ist es denn, gehen wir noch nach Penhoël, wenn wir den Hauptschatz heben?“

„Das versteht sich von selbst!“ erwiderte Robert. „René hat den ganzen Tag Branntwein getrunken und er liebt mich wie seinen Augapfel. Wir kaufen das Schloß, geben dem alten Pontalès einen Fußtritt und sind die souverainen Gebieter der Besitzung.“

„Und diesmal wird Freund Robert keinen schlechten Witz machen?“ fragte Blaise.

„Beruhige Dich, mein Sohn, es wird nicht die Spur von einem Streite zwischen uns vorfallen. . . . Wer springt zuerst über die Mauer?“

„Ich!“ sagte Blaise; „dies erinnert mich an meine schönen Jahre und ich fühle mich wie neu verjüngt. Vorwärts, Kinder! wer mich liebt, der folge mir!“

Die Gartenmauer war an dieser Stelle nicht hoch und binnen wenigen Secunden hatte Blaise sie erstiegen.

Bald nachher sprangen Robert und Bibandier ebenfalls auf die weiche Erde der Rabatten.

Bis hierher ging der Glasüberbau des Gartens nicht. Es befand sich hier nur ein schmaler Rasenplatz und einige entlaubte Bäume.

Robert ließ einen Pfiff ertönen, der alsbald von dem Fenster, an welchem die Lichter gestanden hatten, beantwortet wurde.

Es kam ein Seil herab, an dessen Ende Robert eine seidene Strickleiter befestigte, und diese wurde dann hinauf gezogen. Im nächsten Augenblicke stiegen unsre drei Cavaliere durch das Fenster ein.

„Die junge Dame ist niedergekommen,“ sagte Nawn mit ziemlich fester Stimme.

„Wirklich?“ entgegnete Robert; „wir können sie also nicht mitnehmen?“

„Sie ist sehr angegriffen!“

„Ich erbiete mich zum Pathen des Kindes, Amerikaner,“ sagte Blaise; „so etwas knüpft die Bande der Liebe und Achtung fester, die uns vereinigen.“

Die drei Kameraden waren ausgelassen heiter.

„Du hast also Deine Arbeit gethan?“ fragte Robert die Malayin.

„Ich hatte in einem Fläschchen ein Gemisch von den vier besten Giften meines Vaterlandes,“ antwortete diese, langsam den Kopf neigend.

„Und dort gibt es viele vortreffliche Gifte!“ bemerkte Bibandier.

„Damit hätte ich ein ganzes Dutzend Gentlemen wie Sie in jene Welt befördern können,“ fuhr Nawn fort, „und die guten Kinder haben allein die Hälfte des Inhalts getrunken.“

Bibandier versuchte noch zu lachen, um sich gegen seine Collegen das Ansehen eines starken Geistes zu geben; aber es wollte ihm nicht gelingen.

„Nun weiter?“ sagten Robert und Blaise zu gleicher Zeit.

„Es dauert fünf Minuten,“ antwortete Nawn, „zuweilen bis eine Viertelstunde . . . dann ist Alles vorbei.“

„Bist Du Deiner Sache gewiß?“

„In diesem Augenblicke sind sie todt,“ erwiderte die Malayin, indem sie ihre schwarzen Augen senkte.

Robert hatte dieses Wort schon einmal gehört, und er war hintergangen worden. Dies machte ihn mißtrauisch.

„Kannst Du sie uns zeigen?“ fragte er.

„Kommen Sie mit mir,“ entgegnete Nawn mit kecker Stirn.

Robert that einige Schritte; Blaise und Bibandier aber blieben unbeweglich stehen.

„Ich will Sie in ihr Zimmer führen,“ sagte die

Malayin; „aber Sie müssen allein hinein gehen, denn ich mag ihre Gesichter nicht noch einmal sehen!“

Es war noch ziemlich dunkel. Am Ende des Corridors, auf den die Thür der beiden Schwestern ging, hörte man eine schwache Stimme, welche rief:

„Diana!“ ... Cypriane!“

Robert schauderte.

„Horchen Sie!“ sagte Nawn; „sie antworten nicht.“

Unsere drei Cavaliere horchten aufmerksam; aber kein Laut antwortete auf Blanca's Ruf.

„Sie werden gewiß nicht antworten!“ wiederholte die Malayin. „Die junge Dame, welche sie ruft, kann sie im Dunklen nicht sehen ... aber ich weiß, daß sie mit starren Augen und blassen Lippen auf dem Teppich liegen. Sie hatten einander sehr lieb,“ setzte sie mit gedämpfter Stimme hinzu, „und schön waren sie wie die Engel. Ich weiß nicht, ob ich es noch einmal thun könnte!“

„Diana! Cypriane!“ rief Blanca von Neuem.

Es erfolgte abermals keine Antwort.

Obgleich Blaise und Robert herzlose Bösewichter waren, so lief es ihnen doch eiskalt über den Rücken. Bibandier war starr vor Entsetzen.

Er hatte die beiden Schwestern schon einmal neben einander am Rande ihres Grabes liegen sehen,

und die Worte der Malayin führten ihm zwei geisterhafte Gestalten vor die Seele.

„Ja, sie waren schön!“ stammelte er, ohne zu wissen, daß er sprach; „wer sie ermordet hat, wird nie mehr ruhig schlafen!“

„Nun?“ sagte Nawn zu Robert; „der Gang ist kurz und die Thür ist offen ... wollen Sie die Leichen nicht sehen?“

Robert wendete sich um.

„Du sollst bezahlt werden,“ erwiderte er. „Führe uns in Montalts Zimmer.“

Nawn gehorchte.

Die Wohnung des Nabobs lag, wie schon erwähnt, im andren Flügel des Hotels. Unsere drei Cavaliere schritten mit ihrer Führerin schweigend und vorsichtig durch die Galerieen.

Die äußere Thür des Schlafzimmers war verschlossen. Blaise, der unter seinem Mantel eine Brechstange und mehreres Schlosserwerkzeug mitgebracht hatte, mußte sie öffnen. Dies erforderte einige Minuten.

Als die Thür geöffnet war, schien der Tag schon ziemlich hell in den Corridor. Aber im Schlafzimmer herrschte völlige Dunkelheit, weil die Fensterläden geschlossen waren.

Da Robert sich ängstlich umsah, sagte die Malayin zu ihm:

„Es wird Sie Niemand überraschen. ... Die Dienerschaft in diesem Hause folgt dem Beispiele ihres Herrn, sie schläft am Tage und wacht des Nachts. Nur Einige stehen schon um zehn Uhr auf."

Sie streckte die Hand aus, indem sie hinzusetzte:

„Ich habe gethan, was ich versprochen hatte ... bezahlen Sie mich, denn ich muß das Hotel verlassen."

Robert gab ihr eine mit Gold gefüllte Börse, worauf die Malayin sich langsam und mit gesenktem Kopfe entfernte.

Jetzt waren unsre drei Cavaliere allein und hatten freie Hand.

Nachdem die Thür verschlossen und ein Licht angezündet war, untersuchte Robert zuerst alle Kästen und Schränke, um den Schlüssel zu dem kleinen Möbel zu finden, in welchem die Diamantendose aufbewahrt sein sollte.

Anstatt des Schlüssels aber fand er nur hier und da einige Banknoten, die er sich zueignete.

Auf der Klappe des Secretairs lag ein angefangener Brief, der seine Neugierde erregte.

„Sieh' da!" rief er aus, während er die ersten Zeilen durchlief, „ich kann den Brief lesen, ohne indiscret zu sein, denn er ist an mich gerichtet. Wißt Ihr wohl, Freunde, daß der gute Lord nahe daran ist, wahnsinnig zu werden? ... Gestern drei Briefe und diese Nacht zwei! ... und dies Alles um einiger Sei-

ten weibischen Gekritzels willen, die er auf den Knieen von mir erbettelt!"

„Findest Du den Schlüssel nicht?" fragte Blaise.

„Geduld!" erwiderte der Amerikaner, indem er an die Brusttasche seines Rockes schlug; „es ist mir gar nicht unlieb, daß ich hier ein Accreditiv habe, das seine hundertfunfzigtausend Franken und vielleicht noch mehr werth ist, denn jeder neue Brief Mylords bietet mir zweitausend Stück Louisd'ors mehr!"

Er hielt inne und sein Blick verrieth einige Besorgniß.

„Die Sache ist so sonderbar," fuhr er mit leiserer Stimme fort, „daß ich mich fast ängstigen könnte, wüßte ich nicht, daß unser Mann diesen Morgen ein schweres Stück Arbeit zu vollbringen hat!"

„Was kann Dich denn ängstigen?" fragte Blaise.

„Aber es ist Zwanzig gegen Eins zu wetten," sprach Robert weiter, ohne auf Blaise's Frage zu antworten, „daß Mylord uns nie mehr geniren wird! ... An die Arbeit, Freund Blaise! da wir keinen Schlüssel finden, müssen wir es mit Deinen Werkzeugen versuchen."

Vibandier hatte an diesem kurzen Gespräch nicht Theil genommen; dagegen aber waren seine Hände um so thätiger. Der edle Baron durchstöberte alle Winkel und eignete sich Alles zu, was er brauchen zu können glaubte.

Das von Lola bezeichnete kleine Möbel wurde zum Theil von den schweren Brocatvorhängen verborgen, welche Montalts Bett umgaben.

Es war eine Art Pfeilertisch mit vier gewundenen Füßen, der ganz mit eingelegter Arbeit verziert war und an dessen gebogener Vorderseite sich ein außerordentlich kleines Schloß befand, das anscheinend ganz leicht aufzusprengen war.

Wenn die Geschicklichkeit nicht ausreichte, konnte man übrigens auch Gewalt anwenden, denn diese zierlichen Möbeln sind zerbrechlich und ein kräftiger Schlag kann sie in tausend Stücke zertrümmern.

Unsere drei Cavaliere segneten im Stillen die Laune des Nabobs, die ihn bestimmt hatte, seinen Schatz in diesem Tischchen aufzubewahren anstatt in einem häßlichen eisernen Kasten.

Blaise knieete nieder und begann sein Schlosseramt zu verrichten.

Zu der Zeit, als er sich seinen Beinamen verdiente, hätte man die Schlösser nicht zählen können, welche geschickt von ihm aufgesprengt worden waren; er kannte die intellectuelle Seite der Diebskunst vielleicht nicht so vollkommen als Robert, aber seine Hand war sehr gewandt und er konnte sich in mechanischer Beziehung mehrerer glänzender Thaten rühmen.

Sollte dieser alte Ruhm an einem Kinderspielzeuge scheitern?

Der unglückliche Blaise arbeitete wie ein Negersclave und ruinirte ein Instrument nach dem andern; das kleine Schloß war wie verzaubert.

Die Zeit verstrich, und Robert und Bibandier sahen den vergeblichen Anstrengungen ihres Genossen mit wachsender Ungeduld zu.

„Gib her!“ rief endlich der Amerikaner, indem er Blaise auf die Seite stieß; „Du bist zu gar nichts mehr zu gebrauchen.“

Er ergriff einen Dittrich und handtirte das Schloß.

Seine Bemühungen hatten jedoch keinen besseren Erfolg; das Instrument verbog sich und das Schloß wankte nicht.

Robert stand wieder auf und Bibandier versuchte ebenfalls sein Heil, war aber nicht glücklicher.

„Das Schloß ist vom Teufel besessen!“ brummte er vor sich hin.

Gesenkten Hauptes standen unsere drei Cavaliere neben einander und betrachteten mit einem jämmerlichen Gesicht das Tischchen, das sich mit so leichter Mühe öffnen zu lassen schien.

Man kann sich denken, daß sie den Muth nicht so bald hatten sinken lassen und daß also seit ihrer Ankunft im Hotel schon eine geraume Zeit verstrichen war.

„Verflucht!“ murmelte der Amerikaner; „noch im Hafen zu scheitern! ... Ich verwette meinen Kopf, daß die Diamanten darin sind.“

„Das scheint mir auch klar," bestätigte Bibandier, „denn ein so gutes Schlößchen muß einen Zweck haben."

Blaise sah sich zufällig um und seine Augen fielen dabei auf ein Fenster.

„Seht einmal!" sagte er erschrocken.

Robert und Bibandier folgten der Richtung seiner ausgestreckten Hand und ohngeachtet des brennenden Lichtes bemerkten sie an den Spalten des geschlossenen Fensterladens einige helle Streifen, welche die schon hoch stehende Sonne herein warf.

„Wir müssen ein Ende machen!" sagte Robert.

Er ging bis an's andre Ende des Zimmers zurück, nahm einen Anlauf und führte mit dem Stiefelabsatze einen gewaltigen Stoß gegen den Kasten des kleinen Tisches. Dieser wankte noch immer nicht.

„Er ist inwendig mit Eisen beschlagen!" murmelte er in trübseligem Tone.

Unsere drei Cavaliere wußten nicht mehr was sie beginnen sollten und sahen einander eine volle Minute lang schweigend an.

„Wir müssen Alles für Alles wagen!" rief endlich Robert, „denn wenn wir uns noch lange hier aufhalten, so erwachen die Leute im Hause, wenn es nicht schon geschehen ist. Ich entsinne mich, daß ich in dem ersten Zimmer, in das Nawn uns führte, eine Axt gesehen habe ... mit dieser werden wir den Tisch schon aufsprengen."

„Ich will sie holen!“ sagte Blaise.

„Ich gehe mit!“ setzte Bibandier hinzu.

Sie überlegten, daß ihnen die Flucht im Fall einer Gefahr leichter sein würde, wenn sie nicht mehr in diesem Zimmer waren.

Sie entfernten sich demnach zusammen.

Nawn hatte sie nicht hintergangen; es ließ sich noch kein Geräusch im Hause vernehmen.

Als Robert sich allein befand, nahm er das Licht und hielt es nahe an das Schloß, um es noch einmal genau zu untersuchen. Die nächste Umgebung desselben war mit goldenen Arabesken verziert, in deren verschlungenen Linien Robert sehr bald einen kleinen silbernen Knopf entdeckte.

Sein Herz klopfte, als hätte er die ersehnte Diamantendose schon in der Tasche gehabt, und sogleich stieg der Gedanke in ihm auf, sich den Schatz allein anzueignen.

Der am wenigsten verbogene Dittrich wurde von Neuem ins Schloß gesteckt und während Robert ihn herumdrehte, drückte er zu gleicher Zeit auf den Knopf.

Der Deckel des Tisches öffnete sich wie von selbst.

Robert stieß einen jubelnden Schrei der Freude aus, als er die Diamanten erblickte, deren funkelnde Strahlen ihm das Auge blendeten.

Er nahm die Dose an sich und sprang nach der Thür zu.

Aber anstatt die Schwelle zu überschreiten, blieb er wie vom Donner gerührt stehen und die Diamantendose entfiel seiner zitternden Hand . . .

Zwei Gespenster standen vor ihm: Diana und Cypriane von Penhoël, mit den Pistolen des Nabobs bewaffnet, die sie auf Roberts Brust richteten.

„Also abermals!“ rief dieser, indem er sich vor die schweißbedeckte Stirn schlug.

Die beiden Schwestern verstanden die Bedeutung dieses Wortes nicht, denn sie hatten nicht die entfernteste Ahnung von der Gefahr, in der sie geschwebt hatten.

Wir haben schon gesagt, daß Nawn, nachdem sie das Gift in das Kochgeschirr gegossen, sich eiligst in's Nebenzimmer begeben hatte, um das anklagende Fläschchen aus dem Fenster zu werfen. Währenddem war Seïd geräuschlos in Blanca's Zimmer getreten, hatte das vergiftete Wasser in die Asche gegossen und den Topf mit reinem wieder gefüllt.

So hatte die Malayin anstatt ihres Giftes den beiden Schwestern ganz unschuldigen Thee eingeschenkt.

Diese wachten in ihrem Zimmer, um die Rückkehr des Nabobs zu erwarten. Blanca schlummerte ruhig neben ihrem Kinde. Von Zeit zu Zeit gingen Diana und Cypriane hinaus auf den Gang, um zu horchen und um bei dem leisesten Geräusch, das Montalts Rückkehr verkündete, ihm entgegen zu eilen und ihn

durch Bitten und Liebkosungen von seinem traurigen Entschlusse abzubringen.

Plötzlich hörten sie ein Geräusch, das von Roberts Fußtritt herrührte, als er den Tischkasten aufsprengen wollte.

Cypriane und Diana gingen rasch durch den Corridor und in einem Augenblicke waren sie an Montalts Thür.

Diese Thür, durch welche das Schlafgemach des Nabobs mit dem Zimmer in Verbindung stand, in das die beiden Schwestern Blanca gebracht hatten, lag am Kopfende des Betts. Eben als sie hier ankamen, entfernten sich Blaise und Bibandier durch die andre Thür, um die Axt zu holen.

Robert konnte die beiden Mädchen nicht eintreten sehen, da sie von den schweren Bettvorhängen verborgen wurden, und als sie weiter vorgingen, so daß er sie wohl hätte bemerken können, nahm ihn seine glückliche Entdeckung schon gänzlich in Anspruch.

Diana und Cypriane erschraken zuerst, als sie einen fremden Mann vor sich sahen, der unverkennbar ein Dieb war.

Unter dem Schutze des Geräusches, das Robert beim Bearbeiten des Schlosses machte, konnten sie, ohne seine Aufmerksamkeit zu erwecken, zwei große Pistolen von der Wand nehmen, die neben dem Sekretair hingen, und damit an die Hauptthür gehen.

Sie erkannten Robert erst dann, als er sich umwendete, um das Zimmer zu verlassen.

„Sie sind unser Gefangener, Herr von Blois!“ sagte Diana zu ihm; „machen Sie keinen Versuch zu entfliehen, oder Sie sind des Todes!“

Der Amerikaner starrte abwechselnd die beiden Pistolenläufe an, die ihm wie zwei Höllenrachen vorkamen.

„Sie erwarteten wohl nicht, uns hier zu finden?“ sprach Diana weiter. „Indessen haben Sie die Bretagne lange genug bewohnt, um unsere alten Legenden zu kennen. Gestern beunruhigten wir die Marquise von Urgel in Paris ... diese Nacht haben wir in unsrem Grabe auf dem Gottesacker von Glénac geschlafen ... und diesen Morgen sind wir auf dem letzten Strahle des Mondes hierher gekommen, um Ihnen das Pistol auf die Brust zu setzen.“

„O, liebe Schwester, es ist nicht recht von Dir, einen Besiegten zu verhöhnen!“ sagte Cypriane in noch spöttischerem Tone. „Ich bin überzeugt, daß Herr von Blois, wenn wir ihn ungehindert fortgehen ließen, uns sein Ehrenwort geben würde, sich zu bessern. Aber die Todten sind rachsüchtig, Herr von Blois ... wir wollen Sie daher lieber hier behalten, bis Mylord kommt.“

Der Amerikaner war in Todesangst.

„Ich weiß, daß Sie mich unglücklich machen

können," sagte er indessen auf's Gerathewohl; „aber ich weiß auch, daß Sie ein edles Herz besitzen ... haben Sie Mitleid mit mir!"

„Mitleid?" entgegnete Diana; „das Wasser ist sehr tief im Strudel der weißen Frau!"

„Und die Steine waren sehr schwer!" setzte Cypriane hinzu.

Roberts Gesicht heiterte sich plötzlich auf, während die beiden Schwestern so sprachen, und ein Strahl der Hoffnung blitzte unter seinen rasch gesenkten Augenlidern hervor.

„Sie wollen also kein Mitleid haben?" fragte er mit erheuchelter Demuth.

Seine wieder erhobenen Augen hatten jetzt einen so sonderbaren Ausdruck, daß Cypriane und Diana sich umwendeten, um die Ursache dieser auffallenden Veränderung zu entdecken.

Robert brach in ein lautes Gelächter aus.

Diana war in Bibandiers Armen und Cypriane in Blaise's Armen gefangen. Die beiden unglücklichen Mädchen machten keinen Versuch sich zu vertheidigen.

„Beim Himmel, meine kleinen Mamsells!" rief der Amerikaner, „man muß sich tüchtig zusammennehmen, wenn man es mit Euch zu thun hat! ... Für heute wollen wir Euch nur so behandeln, wie Ihr Lola behandelt habt, denn wir sind noch nicht an der Thür dieses verfluchten Hauses!" ...

Robert hatte kaum ausgesprochen, so veränderte sich sein Gesicht zum dritten Male.

Das Erscheinen der beiden Schwestern und das unsrer beiden Cavaliere waren rasch auf einander gefolgt. Ein neuer Vorfall ereignete sich noch schneller.

In dem Augenblicke, als der Amerikaner sein Taschentuch zusammenlegte, um Diana den Mund zu verbinden, wurde die Thür, welche Blaise und Bibandier nur angelehnt hatten, abermals geöffnet, und die hohe Gestalt Berry Montalts, der seine beiden Degen in der Hand hatte, erschien auf der Schwelle.

IX.

Familienglück.

Die plötzliche und unwiderstehliche Rührung, welche Berry Montalt, oder vielmehr Ludwig von Penhoël im Gehölz von Boulogne ergriffen und seiner zitternden Hand den Degen entrissen hatte, dauerte nur einen Augenblick.

Er war von einer jener heftigen Gemüthsbewegungen besiegt worden, die kein menschlicher Wille zu unterdrücken vermag, und alle seine Rachepläne verschwanden mit Einem Male. Eine Minute lang hatte Ludwig Thränen in den Augen und sein Herz klopfte laut an der Brust des alten Oheims Johann.

Aber schon in der zweiten Minute empörte sich sein Stolz gegen das, was er eine Schwäche nannte. Seine Thränen versiegten plötzlich, er entwand sich den Armen des Greises und sein Gesicht nahm den früheren Ausdruck gefühlloser Kälte wieder an.

Ludwig von Penhoël war wieder der Nabob Berry Montalt.

„Ludwig! mein lieber Sohn!“ schluchzte der Oheim Johann, welcher diese Veränderung noch nicht bemerkte; „wie ist es möglich, daß Du so viele Jahre von uns entfernt bleiben konntest?“

„Da im Hause meines Vaters kein Platz mehr für mich war, so habe ich mein Glück anderwärts versucht,“ antwortete Montalt mit Bitterkeit.

Der Oheim sah ihn an und bemerkte erst jetzt die düstern Falten auf seiner Stirn und den höhnischen Zug um seinen Mund.

„In welchem Tone sagst Du dies!“ entgegnete er.

„Man hat mich zwanzig Jahre lang in der Bretagne entbehren können, Herr Johann von Penhoël,“ versetzte Montalt, „und auch ich kann Ihnen versichern, „daß ich wenig an Sie gedacht habe!“

Der alte Oheim ließ betrübt den Kopf sinken.

„Kommen wir zu Ende!“ rief Montalt. „Ihre Töchter sind bei mir . . . Sie können sie in Empfang nehmen.“

„Meine Töchter?“ wiederholte Johann; „die beiden Schwestern, die ich meine Töchter nannte? . . . sie sind ja todt! . . .“

„Nein, sie leben!“ riefen Etienne und Roger.

„Ist es möglich?“ stammelte der alte Mann.

„Sie sind zwei schöne und liebliche Mädchen,“

fuhr Montalt fort; „ich hoffe, daß sie nicht so undankbar sind, als alle Uebrigen, die den Namen Penhoël führen.“

Der Oheim Johann hörte nichts mehr; er weinte vor Freude.

„Ach, Ludwig! wenn Du wüßtest! wenn Du wüßtest! . . .“ schluchzte er.

„Ich will nichts wissen,“ unterbrach ihn Montalt; „die Liebe und der Haß werden in gleichem Maaße Denen zum Ueberdruß, welche vernünftig geworden sind. . . . Ich liebe Niemanden und hasse Niemanden mehr. Sie sind bei der Sache interessirt, meine Herren,“ sagte er hierauf zu Etienne und Roger; „ich fahre nach meinem Hotel zurück . . . begleiten Sie mich, wenn Sie wollen.“

Obgleich durchaus keine weitere gegenseitige Erklärung stattgefunden hatte, so war dennoch der Argwohn der beiden jungen Männer zerstreut und selbst Roger vergaß seine Eifersucht und seine Zweifel.

Sie gingen auf den Nabob zu.

Vincenz allein blieb zurück, indem er sagte:

„Und ich? . . .“

„Und der Engel?“ rief Johann; „Du hast Recht, mein Sohn . . . wegen Blanca von Penhoël bin ich hierher gekommen!“

„Blanca von Penhoël?“ wiederholte der Nabob; „dieser Name ist mir unbekannt.“

„Sind Sie dessen gewiß?“ fragte Vincenz mit zornglühender Stirn, indem er ebenfalls näher trat; „wenn man leugnen will, Mylord, so muß man seine Vorsichtsmaßregeln besser treffen. Ich behaupte, daß Sie in der vorigen Nacht meine Cousine Blanca haben entführen lassen!“

„Ich bin ermüdet und habe keine Lust mehr, mich zu schlagen,“ erwiderte Montalt. „Betrachten Sie mich immerhin mit Ihren zornfunkelnden Augen, junger Mann ... Sie zwingen mich, Sie als meinen Neffen anzuerkennen. Doch ich möchte wohl wissen,“ setzte er in schmerzlichem Tone hinzu, „wie oft man Ihnen das Leben retten muß, um Anspruch auf Ihre Dankbarkeit zu erhalten! ... Aber demohngeachtet bin ich überzeugt, daß mein Neffe Vincenz dem Namen Penhoël Ehre machen wird!“

Er ging nach seinem Wagen, der in der nahen Allee wartete. Etienne und Roger begleiteten ihn.

„Steigen Sie ein,“ sagte er zu ihnen.

Die beiden jungen Männer gehorchten.

Währenddem stieg der Oheim Johann mit Vincenz in den Fiaker, und die beiden Wagen fuhren dann nach der Stadt zurück.

Montalt und seine beiden Begleiter schwiegen.

Etienne und Roger fühlten vielleicht den Drang, ihn um Verzeihung zu bitten, denn ihre Herzen waren von Hoffnung und Freude erfüllt; aber das

strenge und finstere Gesicht Montalts hielt sie davon ab.

Montalt war in schmerzliche Gedanken versunken.

„Der gute Oheim Johann!“ sagte er zu sich selbst; „dieser hat noch immer das edle Herz wie sonst, und an ihm durfte ich mich nicht rächen! . . . Aber René . . . und Martha! . . . er hat es nicht einmal gewagt, ihren Namen in meiner Gegenwart zu nennen! . . . Ich einfältiger Thor! gestern hätte ich mein ganzes Vermögen für einen Brief gegeben, in dem ich ein Wort der Theilnahme oder der Sehnsucht zu finden hoffte! . . . Weiß ich denn nicht seit zwanzig Jahren, daß die Frauen herzlose Geschöpfe sind?“

„Mylord,“ sagte Etienne in diesem Augenblicke schüchtern, „mein Herz sträubte sich immer dagegen, Sie zu hassen. Während der schönen Jahre, die ich in Penhoël zugebracht habe, lebte Ihr Name in Aller Munde . . . ehe ich Sie noch kannte, habe ich Sie lieben müssen!“

„Sprechen Sie nicht von Penhoël, wenn ich bitten darf,“ erwiderte der Nabob in trockenem Tone.

Roger, der ebenfalls etwas sagen wollte, schwieg betroffen.

„Sie sind aufgebracht gegen uns,“ hob der junge Maler wieder an, „und wir haben Ihnen Ursache dazu gegeben; aber ich bitte Sie als den hochgeachteten Oheim unserer Geliebten, vergessen Sie Ihren Zorn!“

Der Nabob warf ihm einen kalten Blick zu.

„Ich zürne Ihnen durchaus nicht," versetzte er; „aber was ich hier sehe, langweilt mich und ist mir widerwärtig."

Etienne wollte noch weiter in ihn dringen, während sein Freund beständig ein verlegenes Stillschweigen beobachtete. Aber der Nabob machte eine Geberde des Ueberdrusses und legte sich in die Ecke des Wagens zurück.

Es wurde auf dem ganzen Wege kein Wort mehr gesprochen.

Montalts Equipage kam zuerst vor dem Hotel an. Der Fiaker, in welchem Johann von Penhoël und Vincenz fuhren, war ein wenig zurückgeblieben.

Die Fensterläden des Schlafkabinets waren, wie schon erwähnt, geschlossen, und das Gemach nur durch ein Licht erleuchtet. Als Montalt die Thür öffnete, konnte er die Gegenstände nicht sogleich deutlich unterscheiden, da seine Augen an's Tageslicht gewöhnt waren. Er erkannte nur dunkel zwei am Boden liegende Mädchen und drei Männer, die über sein unvermuthetes Erscheinen heftig erschraken.

Cypriane und Diana sprangen mit einem Freudenschrei auf und fielen ihm um den Hals.

Einer von den drei Männern benutzte diesen Augenblick, um die noch auf dem Boden liegende Diamantendose aufzuheben, und wie ein Aal zwischen der

Thür und dem Nabob in den Corridor zu schlüpfen, wo er bald verschwunden war.

Etienne und Roger wußten noch nicht, was im Zimmer vorging und sie dachten daher nicht daran, ihn aufzuhalten.

„Vater! unser guter Vater!“ riefen die beiden Schwestern; „Gott sendet Sie zu uns. . . . O, wir haben diese Nacht viel geweint, denn wir fürchteten, Sie nicht wiederzusehen!“

„Sie nennen ihn Ihren Vater?“ stammelte Roger, indem er Etienne's Hand drückte; „wissen sie, was wir gethan haben? . . . werden sie uns verzeihen?“

Montalt hatte inzwischen die beiden Mädchen auf die Stirn geküßt.

„Was bedeutet dies Alles?“ fragte er sie, ohne besondere Verwunderung zu zeigen.

„Diese Männer,“ antwortete Diana, „die uns früher haben umbringen wollen, sind hier eingebrochen, um Sie zu bestehlen.“

Montalt sah sich um und sagte dann:

„Ich dächte, es wären vorhin drei gewesen?“

Diana und Cypriane blickten ebenfalls umher und sie bemerkten nur noch Blaise und Bibandier, welche ganz demüthig am andern Ende des Zimmers standen. Diana eilte an ein Fenster und öffnete den Laden, damit das Sonnenlicht hereinfallen konnte.

„Er ist entflohen!“ rief sie dann, während sie alle Winkel untersuchte.

„Mit den Diamanten!“ setzte Cypriane hinzu.

„Der Herr Baron von Bibandier und der Herr Graf von Manteira sind also hierher gekommen, um mich zu bestehlen?“ sagte Montalt, indem er unsere beiden unglücklichen Cavaliere betrachtete. „Wer war der Dritte?“

Noch ehe Jemand diese Frage beantworten konnte, hörte man im Corridor ein Geräusch, das immer näher kam, und bald ließ sich die zornige Stimme des Oheims Johann vernehmen, welcher sagte:

„Ich erkenne Dich ohngeachtet Deiner Verkleidung, wie ich Deine Hand in dem schändlichen Briefe erkannt habe, der mich veranlaßte, gegen meinen Neffen Ludwig den Degen zu ergreifen! . . . Du bist also der Dämon unserer Familie! . . .“

In diesem Augenblicke erschien er mit dem Chevalier von Las Matas, den er am Rockkragen hielt, in der Thür.

Mit einem kräftigen Stoße schleuderte er ihn mitten in's Zimmer, indem er sagte:

„Dies Mal wirst Du wohl endlich zertreten werden, heimtückische Viper!“

Robert war leichenblaß und zitterte am ganzen Körper.

Cypriane und Diana lagen in den Armen des

Oheims Johann; aber ihre Augen richteten sich beständig mit inniger Rührung auf den Nabob, denn ihre Hoffnung hatte sich verwirklicht.

Die letzten Worte des Oheims Johann hoben den letzten Zweifel ... ihr guter Genius war Ludwig von Penhoël.

Etienne und Roger schienen sie nicht sehen zu wollen, obgleich die Schwestern sich bemühten, ihren Blicken zu begegnen.

Die beiden jungen Männer standen vor Robert und neben ihnen der Oheim Johann, Vincenz, Cypriane und Diana, also Alle, welche der Amerikaner betrogen und in's Unglück gestürzt hatte, mit Ausnahme Martha's und René's von Penhoël.

„Dieser Mensch trägt die Schuld, Ludwig," sagte der alte Oheim, „daß Pontalès im Hause Deines Vaters gebietet."

Ein leichtes Zucken flog über Montalts Gesicht, aber er blieb außerhalb des Kreises.

„Unser Vater — denn wir nennen ihn unsern zweiten Vater," — sagte Diana zu Johann von Penhoël, auf den diese Worte einen tiefen Eindruck zu machen schienen, „unser Vater weiß Alles, was auf dem Schlosse vorgegangen ist ... wir haben es gehört, wie dieser Mann ihm seine Schändlichkeiten selbst erzählte."

Man kann sich denken, daß Blaise und Vibandier

große Lust hatten, zu entfliehen; aber in diesem Augenblicke zeigten sich die schwarzen Gesichter der beiden Neger vor der Thür.

„Was Mylord aber nicht wissen kann,“ sagte Etienne, „ist, daß dieser Mensch, in dem wir den schurkischen Gast Penhoëls nicht erkannten, die einzige Ursache unserer thörigten Wuth und unsers Irrthums war. Er hat unsern Argwohn rege gemacht und er verschaffte uns Zutritt in das Spielhaus, wo wir Sie gestern zum Zweikampfe forderten.“

„Und er ist es, der Rawn Geld gegeben hat, um die beiden jungen Damen zu vergiften,“ sagte die Gutturalstimme Seïds auf der Thürschwelle.

„Er hat Alles gethan!“ schloß der Oheim Johann, indem er die Hand über Roberts Kopf ausstreckte; „er hat unser Aller Unglück und Verderben herbeigeführt! ... Dieser Bösewicht muß bestraft werden, Ludwig!“

Seit Roberts Eintritt hatte Montalt noch kein Wort gesprochen, sondern war nachdenkend und mit gesenktem Kopfe seitwärts stehen geblieben.

Jetzt aber ging er auf den Amerikaner zu. Jedermann fragte sich im Stillen, was er thun würde, denn er war König in diesem Hause und seine ganze Dienerschaft leistete seinen Befehlen unbedingten Gehorsam.

Man wußte, daß die Laune seine einzige Richtschnur war und daß die gewöhnlichen Gesetze seinem Willen keine Schranken entgegenstellten.

Er legte die Hand auf Roberts Schulter, der vor Angst unter ihrem Drucke fast zusammenbrach, und indem er sich zu ihm herabneigte, sagte er in einem sanften und freundlichen Tone zu ihm:

„Was diese Leute sprechen, Herr Chevalier von Las Matas, kümmert mich wenig . . . Sie sind in meinem Hause, unter meinem Schutze, und es soll Ihnen kein Leid geschehen."

Ein Gemurmel des höchsten Erstaunens lief durch das Zimmer. Selbst Robert wollte seinen Ohren nicht glauben.

„Mylord," sagte er, indem er diesem seine Diamantendose zurückgab, „ich überlasse mich Ihrer Großmuth."

Montalt nahm die Dose und indem er sich fast bis an's Ohr des Amerikaners herab beugte, sprach er weiter zu ihm:

„Wenn Sie es wollen, Herr Chevalier, so werde ich glauben, daß Sie in mein Hotel gekommen sind, um endlich auf meine zahlreichen Briefe zu antworten."

Der Amerikaner erhob sich auf der Stelle und wagte es, dem Nabob dreist in's Gesicht zu blicken. Seine Angst verschwand wie auf einen Zauberschlag.

„Bringen Sie mir den Brief?" fragte Montalt mit zu Boden gerichteten Augen.

„Ich kann Ihnen nichts abschlagen, Mylord,"

antwortete Robert, der schon den Vortheil wieder errungen zu haben glaubte, „aber der Brief . . .“

„Wenn Sie ihn in Ihrem Hotel gelassen haben,“ unterbrach ihn Montalt, „so geben Sie einen Befehl und in zehn Minuten ist er hier.“

„Mylord . . .“

Montalts Stirn faltete sich ein wenig.

„Haben Sie ihn bei sich oder nicht?“ fragte er noch immer in höflichem Tone

Da Robert abermals Ausflüchte machen wollte, drückte er ihm plötzlich die Schulter mit einer solchen Kraft, daß der Amerikaner erschrocken zurücktrat.

„Ich bin fest überzeugt, daß Sie ihn bei sich haben,“ begann Montalt wieder; „haben Sie die Güte, ihn mir zu geben, Herr Chevalier . . . und zwar auf der Stelle, wenn ich bitten darf, oder ich lasse Sie durch meine Neger mit Stöcken todtschlagen!“

„Mylord . . .“ stammelte Robert entsetzt.

Blaise und Bibandier zitterten wie Espenlaub.

„Seïd!“ rief Montalt mit der größten Ruhe.

Der Neger trat in's Zimmer.

Robert knöpfte eiligst den Rock auf und nahm ein Portefeuille aus der Brusttasche.

„Lassen Sie mich ungehindert fortgehen, wenn ich Ihnen den Brief gebe?“ fragte er dann.

„Und uns ebenfalls?“ stammelten Blaise und Bibandier von ferne.

Montalt warf einen verlangenden Blick auf die Brieftasche, während seine Hand krampfhaft zitterte und sein Athem in der Brust stockte. Er neigte bejahend den Kopf, als wäre er unfähig, zu antworten.

Der Brief blickte zur Hälfte aus Roberts Portefeuille hervor.

Montalt ergriff ihn mit einem erstickten Schrei, und rief dann:

„Hinaus!“

Unsere drei Cavaliere sprangen nach der Thür und verschwanden in einem Augenblicke.

Niemand hatte es gewagt, ihnen in den Weg zu treten.

Der Nabob stand mitten im Zimmer und hielt den offenen Brief in der Hand. Aber er konnte ihn nicht lesen, denn seine Augen waren wie geblendet.

Aller Blicke richteten sich auf ihn und es trat eine feierliche Stille ein.

Nach einigen Minuten rollten zwei große Thränen über Montalts Wangen und er fiel auf die Kniee nieder.

„Sie war es!“ flüsterte er, wie ein Kind unter seinen Thränen lächelnd; „sie liebte mich! ... O, welch' ein Herz hast Du mir gegeben, mein Gott! ... Ich ahnete es, ich wußte es fast gewiß und doch zwang ich mich dazu, es nicht zu glauben! ... ich fand

ein Vergnügen daran, sie zu hassen und ihr zu fluchen!“

Johann von Penhoël und die beiden Schwestern waren näher getreten. Er stand auf und schloß den Greis in seine Arme, indem er rief:

„Mein alter Vater! ich hatte zu sehr geliebt! der Gedanke an Eure Undankbarkeit machte mich wahnsinnig!“

„Unsere Undankbarkeit?“ wiederholte der Oheim Johann; „nicht ein einziges Mal seit zwanzig Jahren ist unser Gebet zu Gott emporgestiegen, ohne daß Dein Name darin genannt worden wäre, mein Sohn!“

Montalt drückte ihn an's Herz und reichte seine Hand den beiden Schwestern, die sie mit Küssen bedeckten.

„Ich glaube es,“ fuhr er fort, „und ich bin so glücklich, wie ich nie geglaubt habe, daß ein Mensch es werden könnte! ... O Martha! Martha! ...“

Etienne und Roger verstanden die Bedeutung dieser ganzen Scene noch nicht; aber sie machte einen ergreifenden Eindruck auf sie. Nur Vincenz blieb finster und theilnahmlos auf der Seite stehen.

Er hatte nur Einen Gedanken: Blanca, von der kein Mensch sprach und die noch immer für ihn verloren war.

Plötzlich entwand sich Montalt den Armen des Oheims Johann und trat einen Schritt zurück, während sein Gesicht von einer Todtenblässe überzogen wurde.

„Ha!“ stammelte er schaudernd; „einen ganzen Tag und eine ganze Nacht habe ich dies ausgesonnen ... Gott wird mich für meinen frevelhaften Gedanken bestrafen ... dieser Zweikampf ...“

„Du hieltest mich für schuldig, mein Sohn,“ unterbrach ihn der Oheim Johann, „und deshalb wolltest Du mich umbringen ...“

„Ich wollte mich rächen!“ versetzte Montalt, „noch viel grausamer wollte ich mich rächen, mein braver alter Freund! ... Ich wollte meine Brust Deinem Degen preisgeben und während ich tödtlich getroffen fiel, Dir meinen Namen nennen!“

Der Oheim Johann bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und ein kalter Schauder durchrieselte ihn.

Es herrschte eine tiefe Stille.

Vincenz benutzte diesen Augenblick, um mitten ins Zimmer vorzugehen und zu fragen:

„Will Niemand hier auch den Namen Blanca’s von Penhoël aussprechen? ...“

Cypriane und Diana, denen Vincenz bei seiner Ankunft nur einen frostigen Kuß gegeben hatte, nahmen ihn bei der Hand und führten ihn nach der Communicationsthür zu den inneren Gemächern des Hauses.

Während sie sich entfernten, folgte Montalt ihnen mit einem schmerzlichen Blicke.

„Gott ist gerecht!“ sagte er vor sich hin. „Dein gutes und edles Leben, alter Vater, hat eine schöne

Krone . . . im Namen Deiner Töchter bitte ich Dich um Verzeihung!“

Der Oheim Johann näherte sich ihm, als wollte er ihn umarmen, und sagte ihm einige Worte in's Ohr.

Montalt trat zurück und legte beide Hände auf die Brust, als ob sein ganzer Körper durch einen furchtbaren Schreck erschüttert worden wäre. Es war die Freude, die ihn überwältigte.

Ein Ausdruck himmlischer Wonne verbreitete sich über sein schönes Gesicht und er rief mit schluchzender Stimme:

„Wie? wie? mir hätte Gott eine solche Freude bescheert? . . . Diana! Cypriane! die beiden Kinder meines Herzens! die beiden Engel, die mich in meinem Unglücke trösteten! . . . Kommt her, meine jungen Freunde,“ setzte er mit Heiterkeit hinzu, „Ihr hattet Recht, daß Ihr eifersüchtig auf mich waret, denn ich bin fest überzeugt, daß ich sie mehr liebe, als Ihr! . . . Gib mir die Hand, Etienne, Du bist ein edler junger Mann . . . und auch Du, Roger, obgleich Du ein abscheulicher Leichtfuß bist!“

Die beiden jungen Männer ließen es sich nicht zwei Mal sagen.

„Etienne,“ hob Montalt mit einem Anfluge von Wehmuth wieder an, „Du wirst der Gatte meiner schönen Diana, Du, Roger, bekommst meine liebliche Cypriane . . . und ich will Euch rathen, daß Ihr sie

glücklich macht, sonst schlagen wir uns noch ein Mal!“

„Auf Ehre und Seligkeit,“ erwiderten die beiden Freunde, indem sie ihm die Hände drückten, „wir schlagen uns nie wieder, Mylord!“ . . . .

. . . .

Alle Personen, die wir im Zimmer des Nabobs gesehen haben, waren an Blanca's Bette versammelt.

Ein Schleier wehmüthigen Ernstes lag auf dem ehrwürdigen Gesichte des Oheims Johann, dessen Blick sich dann und wann auf die Wiege richtete, in der das Kind schlummerte. Es herrschte eine gedrückte Stimmung unter allen Anwesenden, nur Montalt hatte seine Heiterkeit behalten.

Der Zustand der jungen Wöchnerin konnte nicht die Ursache dieser Besorgniß oder Traurigkeit sein, denn Blanca hatte schon wieder ihre frühere gesunde Farbe und ihr reizendes Gesicht strahlte in einem milden Lächeln, als hätte der Anblick aller dieser Lieben sie plötzlich geheilt.

Der Nabob hatte Mühe, den Ausbruch seiner Heiterkeit zu unterdrücken und sah Vincenz beständig von der Seite an.

„Sie sehen wohl ein, mein lieber Neffe,“ sagte er endlich, „daß ich Ihrem Verlangen nach einer Erklärung nicht entsprechen konnte, ohngeachtet der außerordentlichen Artigkeit, mit der Sie mich darum ersuchten. Diese

beiden Mädchen," setzte er, auf Cypriane und Diana zeigend, hinzu, „hatten, wie es scheint, in meinem Hause mehr zu gebieten, als ich selbst . . . unsere theure Blanca war ohne mein Wissen bei mir aufgenommen worden."

„Verzeihen Sie mir, lieber Oheim," sagte Vincenz beschämt.

„Es ist hier von allen Seiten so viel zu verzeihen, mein Sohn, daß die Rechnungen in Verwirrung kommen würden, wenn wir nicht eine allgemeine Amnestie verkündeten . . ."

Er trat zum Oheim Johann.

„Verstehen Sie mich, alter Freund?" sagte er leise zu diesem; „machen Sie kein finsteres Gesicht, sondern freuen Sie sich lieber, denn wenn Sie auch zwei liebliche Mädchen verloren haben, so finden Sie dafür ein schönes Kind in dieser Wiege."

„Aber die Ehre Penhoëls?" murmelte der Greis.

Die Ehre Penhoëls ist Penhoëls Sache," erwiderte Montalt in heiterm Tone; „wenn man viel gereis't ist, kennt man vielerlei Geschichten und ich habe namentlich eine sehr hübsche an Bord eines englischen Schiffes, genannt der „Erebus", gehört. Soll ich sie erzählen, Herr Neffe? . . ."

Mit hochgerötheter Stirn knieete Vincenz an

Blanca's Bett nieder und drückte ihre Hand an seine Lippen.

„Jetzt, da sie arm ist, wie ich," sagte er mit ernster Rührung, „darf ich wohl gestehen, daß ich sie liebe, und im Angesicht Gottes geloben, ihr Gatte zu werden."

„Nicht doch!" rief der Nabob; „reich ist sie, und Du auch, mein Junge! . . . Diese beiden Kleinen haben genug in der Tasche, um Penhoël zurückkaufen zu können, und was ich noch besitze, gehört Euch, meine Kinder!"

„Penhoël?" sagte Diana. „Wir brauchen drei Tage, um nach der Bretagne zu reisen und in drei Tagen verfällt der Rückkaufstermin."

„Also haben wir gerade noch Zeit!" rief der Nabob. „Laß anspannen, Vincenz! . . . Zuerst aber müssen wir Martha und meinen Bruder finden . . . zu dem Ende will ich unsere drei Spitzbuben noch einmal besuchen und ihnen unwiderstehliche Argumente bringen. Kommt!"

Etienne und Roger küßten zwei niedliche Hände, die ihnen nur halb verweigert wurden, und begleiteten den Nabob, der mit dem Oheim Johann in seinen Wagen stieg.

Im schärfsten Trabe ging es nach dem Hotel „zu den vier Welttheilen".

Als aber Montalt hier nach dem Chevalier von Las Matas fragte, erhielt er zur Antwort, daß derselbe mit seinen beiden vornehmen Begleitern vor einer halben Stunde abgereis't sei, um nicht zurückzukehren.

X.

An der Table d'hôte.

Das fünffache Duell im Gehölz von Boulogne hatte am Mittwoch Morgen stattgefunden; jetzt war es Sonntag Abend.

Der erste Gasthof von Redon, der gekrönte Hammel, dessen Wirth leider nicht mehr der alte brave Géraud war, machte heut eine gute Einnahme.

Wir finden hier zum Abendessen zwei wohlbesetzte Tables d'hôte, von denen die eine aus Reisenden und Landwirthen aus der Umgegend, die andre aus der Elite der Gesellschaft aus den benachbarten Ortschaften bestand, welche zur Feier des morgenden Tages herbeiströmten.

Es war in den letzten Tagen des Novembers, und nur wer keinen Wagen besitzt, versäumt das Hochamt in der Domkirche von Redon an einem großen Feiertage.

Die „Gesellschaft“ hatte an der langen Tafel Platz genommen, auf der ein ziemlich frugales Mahl aufgetragen war. Wir hätten hier alle unsere geschwätzigen Bekannten aus dem Schloßgarten von Penhoël wiederfinden können: die drei Grazien Babouin-des-Roseaux-de-l'Etang, den Herrn Adjunct und Chevalier von Kertpichel nebst Frau Gemahlin, die Frau Wittwe Clara Lebihinic mit ihren drei Vicomtes, und selbst den guten Papa Chauvette, den Schulmeister des Dorfes Glénac.

Es konnte acht Uhr Abends sein und die Gesellschaft wäre vollzählig gewesen ohne die Verspätigung des Herrn Numa, des Bruders der drei Grazien, dessen Stuhl noch nicht besetzt war.

„Wie die Zeit vergeht!“ sagte die Romanze, die älteste der drei Grazien, während sie sich vom Herrn Chevalier-Adjunct ein Stück Fisch vorlegen ließ; „es sind kaum vierthalb Monate her, als wir Mitte August mit den Penhoël an dieser Tafel saßen.“

„Ja, es ist wahr!“ erwiderte die Gesellschaft wie aus Einem Munde.

„Die arme gnädige Frau!“ seufzte Chauvette, „der arme Oheim Johann! ... wie gut waren sie und wie herzlich wurden sie von Allen geliebt!“ ...

„Deshalb ist der gegenwärtige Besitzer von Penhoël, der Herr Marquis von Pontalès, doch noch bes-

ser für die Gegend, mein lieber Herr Chauvette!“ entgegnete Cavatine in einem spitzigen Tone.

Die Gesellschaft stimmte ihr durch ein Neigen des Kopfes bei.

„Ich möchte dem ehemaligen Maire nichts Uebles nachsagen,“ bemerkte der Chevalier von Kertpichel, indem er ein Glas von seinem sauren Landweine trank, „aber es war notorisch erwiesen, daß der gute Herr von Penhoël sich dem übermäßigen Genusse hitziger Getränke hingab.“

„Und dann,“ setzte die Ariette hinzu, deren liebenswürdige Einfalt eine so hochweise Bemerkung nicht hätte erwarten lassen, „war er auch ein leidenschaftlicher Spieler und gähnte ganz entsetzlich, sobald er einen musikalischen Ton hörte.“

„Ich sage das,“ sprach die Frau Adjunctin mit altklugem Ernste, „wenn ein Mann sich zu Grunde richtet, so kann er nicht viel werth sein. Der Marquis hat jetzt seine achtzigtausend Livres jährlicher Einkünfte; dies macht einem Lande Ehre ... und es ist wirklich, als ob nur diese Leute es ordentlich verständen, in ihrem Hause die Honneurs zu machen.“

„Ach!“ seufzte die verwitwete Madame Clara Lebihinic mit sehnsüchtigem Bedauern, „die Feste Penhoëls waren auch schön!“

Die drei Vicomtes waren gleicher Ansicht, die

drei Grazien Babouin stimmten ebenfalls bei und die Romanze setzte hinzu:

„Uebrigens wurden die Leute auch auf jede Weise verleumdet, und ich kann die Verleumdungen nicht leiden! ... Diese Lola hatte noch nicht einmal genug an dem Vicomte und brachte sogar den kleinen Pontalès in's Gerede ... beiläufig gesagt, wirklich ein allerliebster junger Mann! ... Herr von Blois sollte ein Auge auf die gnädige Frau, das andere auf Fräulein Blanca geworfen haben! ... Apropos Fräulein Blanca....“

„Man muß nicht so hart sein, liebe Schwester!“ fiel die Cavatine mit gesenkten Augen ein. „Der Arzt von la Gacilly sagt, daß es wassersüchtige Mädchen giebt, welche ganz so aussehen als ob sie ...“

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach sie Madame Clara Lebihinic; „ich habe es selbst gesehen, daß ihr Kleid von Zeit zu Zeit weiter gemacht wurde! und dann die Ohnmacht auf dem Balle! ... Man weiß, was dies zu bedeuten hat!“

Die drei Vicomtes sahen sie mit Verwunderung an.

„Und die beiden Töchter des alten Oheims Johann!“ hob die Romanze wieder an. „Wenn man sagen dürfte, was man von den Todten denkt....“

„Nehmen Sie sich in Acht, meine Fräulein!“ rief einer von den Vicomtes; „die Landleute sagen, daß sie des Nachts in der Nähe des Schlosses umgehen,

und so fest auch Ihr Schlafzimmer verschlossen sein mag, würde es ihnen doch nicht schwer werden, Sie mit einem kleinen Besuche zu beehren!"

Die Romanze wurde ganz blaß.

„Gott behüte mich davor!" flüsterte sie ängstlich; „ich weiß, was eine Christin den Verstorbenen schuldig ist, Herr Vicomte, und finde Ihren Scherz mindestens unschicklich!"

„Friede, meine Herren und Damen!" sagte die Frau Adjunctin; „wir dürfen nicht vergessen, daß wir uns an einem öffentlichen Orte befinden. Um wieder auf Penhoël zurückzukommen, so scheint es, daß der kleine Vincenz in Paris guillotinirt worden ist!"

„Guillotinirt?" rief der Vater Chauvette erschrocken.

„Sein Gesicht hat mir immer nicht gefallen wollen," sagte die Cavatine. „Aber da kommt endlich mein Bruder!"

„Tarde venientibus ossa!" declamirte der Chevalier-Adjunct; „das heißt zu deutsch: die Gräten werden den Galans aufgehoben, welche über ihre Liebesabenteuer die Zeit versäumen."

Numa Babouin machte ein ernstes Gesicht, auf dem sich der Stolz eines Mannes aussprach, der eine wichtige Nachricht mitbringt. Schweigend nahm er seinen Platz ein.

„Herr de l'Etang weiß etwas Neues!" rief Clara Lebihinie, deren kleine runde Augen vor Neugierde glänzten.

„Bringen Sie uns Nachricht von der Ueberschwemmung?" fragte Kertpichel.

„Die Ueberschwemmung wird diesen Abend begonnen haben," erwiderte Numa; „sie kommt alle Jahre um die nämliche Zeit. Doch es können binnen Kurzem Ereignisse eintreten, die man nicht oft bei uns erlebt!"

Jedermann wurde aufmerksam und Aller Augen richteten sich auf Herrn Numa Babouin, der seine feierliche Miene wieder angenommen hatte.

„Aber was giebt es denn?" fragten die drei Grazien im Chor.

Numa warf dem Adjunct einen würdevollen Blick zu.

„Man geht eben so wenig als Sie auf Liebesabenteuer aus, Herr Chevalier," sagte er damit; „sondern man sucht nur zu erfahren was vorgeht. Und es geschehen sonderbare Dinge, meine Damen und Herren!" setzte er langsam den Kopf schüttelnd hinzu; „sehr, sehr sonderbare Dinge!"

„Du spannst uns auf die Folter, lieber Bruder!" rief die Romanze ungeduldig.

„Wie Sie Alle wissen," begann Numa, indem er sich mit dem Ellnbogen auf den Tisch stützte, „ist das

Schloß mit dem Vorbehalte des Wiederkaufsrechts verkauft worden."

„Das ist bekannt," erwiderte Kertpichel.

„Heute ist der letzte Tag des Termins, Herr Adjunct."

„Ich weiß es, Herr Babouin ... aber es wird Niemand die fünfmalhunderttausend Franken bringen, welche zum Rückkauf erforderlich sind."

„Dies möchte ich nicht behaupten, Herr Chevalier!"

„Wie so?"

„Hören Sie mich an. Ich war eben in dem kleinen Gastzimmer, wo die gewöhnlichen Leute essen. Daß von Penhoël gesprochen werden würde, konnte ich mir denken; aber was ich hier erfahren sollte, davon hatte ich keine Ahnung. Sie wissen immer Alles, Herr von Kertpichel, aber ich wette Hundert gegen Eins, das Sie dies nicht errathen."

„Der Herr Adjunct verzichtet auf die Wette!" rief die Gesellschaft im Chor.

„Daran thun Sie sehr Recht, denn Sie würden es gewiß nicht errathen haben. ... Denken Sie sich, Herr und Frau von Penhoël sind hier in diesem Gasthofe."

„Ist es möglich?" rief man von allen Seiten.

„Ob es möglich ist, weiß ich nicht," entgegnete Numa; „aber es ist so."

„Es wäre im Grunde nicht unmöglich," sagte der Adjunct in gravitätischem Tone, „daß sie Geld aufgetrieben hätten; denn es ist nie Jemandem eingefallen daran zu zweifeln, daß Penhoël ein rechtschaffener Mann ist."

„Gewiß nicht! gewiß nicht!" bestätigte die Versammlung.

„Aber nun kommt das Schönste bei der Geschichte!" fuhr Numa fort. „Erinnern Sie sich noch des Abenteurers, der sich Robert von Blois nennen ließ?"

„Das war ein Schurke!"

„Wir sprachen eben vorhin von ihm!"

„Wie es scheint, hat dieser Robert von Blois dem Vicomte von Penhoël das Geld gegeben."

„Was Sie sagen!" rief die Gesellschaft mit dem höchsten Erstaunen.

„Es ist factisch, daß er mit dem Vicomte und der gnädigen Frau in seiner Equipage hier angekommen ist. Außerdem hat er noch seinen früheren Bedienten Blaise und den armen Teufel bei sich, den Sie als Todtengräber vou Glénac gekannt haben."

„Vibandier?"

„Ganz recht. Sie sollen eine Million baares Geld mitbringen."

„Eine Million?" rief der Adjunct. „Da sieht man, wie unrecht es ist, auf's Gerathewohl etwas zu

behaupten. Jemand unter uns nannte vorhin noch Herrn von Blois einen Schurken."

„Ich nicht!" versetzte die Romanze.

„Ich auch nicht! ich auch nicht!"

Kein Mensch wollte es gesagt haben.

„Gleichviel," hob der Adjunct wieder an. „Könnte man nicht dem verehrten Herrn Vicomte von Penhoël seine Aufwartung machen?"

„Er beobachtet das strengste Incognito."

„Das finde ich in der Ordnung ... also wenigstens Herrn Robert von Blois?"

„Dieser ist schon mit seinen beiden Begleitern nach dem Schlosse unterwegs."

Es trat eine kurze Pause ein, nach welcher die älteste von den drei Grazien die Hand ihres Bruders ergriff, indem sie sagte:

„Das nenne ich ein glückliches Ereigniß!... Ich habe gewiß nichts gegen den Marquis von Pontalès, aber im Stillen habe ich immer die Rückkehr der verehrten Familie Penhoël gewünscht!"

„Dies haben wir Alle gethan!" erscholl es in der Runde, und man war nahe daran, dem braven Schulmeister einen derben Verweis zu geben, weil er nicht laut genug seine Freude äußerte.

Inzwischen ließ sich draußen ein Geräusch vernehmen, bei dem alle Anwesenden an die Fenster eilten, denn die Neugierde war über die Maßen erregt.

Es war nichts weiter als ein Mann, der vor der Thür des Gasthofs zu Pferde stieg und im nächsten Augenblicke im scharfen Trabe davonritt.

„Ich möchte fünf Franken gegen zehn Sous wetten," bemerkte die verwitwete Madame Clara Lebizhinic, „daß dieser Mann der Vicomte von Penhoël und daß er betrunken war!"

„Herr von Penhoël! betrunken!" wiederholte die Gesellschaft entrüstet.

Man hatte indessen nicht Zeit, die Debatte weiter fortzusetzen, denn das Geräusch auf der Straße verwandelte sich in förmlichen Lärm und zwei Reisewagen kamen in gestrecktem Galopp auf der Straße von Rennes angefahren.

Beide hielten vor dem Gasthofe an.

Die Gesellschaft hatte jetzt nicht mehr Augen und Ohren genug.

Der junge Herr Babouin ging hinaus auf die Treppe, um wieder etwas Neues zu erspähen.

Mittlerweile war ein Herr ausgestiegen, den Niemand kannte, und hatte den Wirth rufen lassen.

Diesem sagte er leise einige Worte und ging dann an den ersten Reisewagen zurück, dessen Schlag von Neuem geöffnet wurde, um einen alten Mann mit schneeweißen Haaren aussteigen zu lassen.

„Ich will nicht gesund hier stehen, wenn das

nicht der alte Johann von Penhoël ist!“ sagte die Romanze.

Der Greis war in's Haus getreten.

Es rührte sich Niemand mehr in den beiden Wagen, deren Pferde schnauften und dampften.

Der Unbekannte sprach noch immer mit dem Wirthe.

Nach einer guten halben Stunde erschien der alte Mann wieder, den man für Johann von Penhoël hielt. Er trug mit Hilfe eines Kellners aus dem Gasthofe eine Dame auf seinen Armen, welche krank und außerordentlich schwach zu sein schien.

„Die gnädige Frau!“ hieß es an den Fenstern.

Die kranke Dame wurde in einen der beiden Wagen gehoben, worauf der Greis ebenfalls wieder einstieg.

Man hörte, wie der Unbekannte den Wirth fragte:

„Wie lange ist er fort?“

„Seit ohngefähr einer halben Stunde.“

„Ich bitte Sie mir auf der Stelle ein Pferd satteln zu lassen.“

„Dies wird Schwierigkeiten haben,“ erwiderte der Gastwirth. „Sie werden kaum eines in der ganzen Stadt finden, denn die Leute, von denen wir sprechen, haben, Gott weiß warum, alle Pferde in den hiesigen Gasthöfen gemiethet.“

„Spannt eins von meinen Postpferden aus!“ sagte der Unbekannte.

Sein Befehl wurde augenblicklich vollzogen.

Er stieg auf und beugte sich an die Thür des einen Reisewagens herab, indem er sagte:

„Sie fahren über die Brücke bei Houssayes ... ich werde früher als Sie auf dem Schlosse sein.“

Nach diesen Worten sprengte er im Galopp davon, und unmittelbar darauf setzten sich auch die Wagen wieder in Bewegung. Nach einer Minute war kein Mensch mehr auf der Straße zu sehen.

Die Gesellschaft von der Table d'hôte befand sich in einer fieberhaften Aufregung, und die Nachrichten, welche Herr Numa Babouin brachte, waren keineswegs geeignet, dieselbe zu beschwichtigen.

Der junge Mann war bis vor den Thorweg gegangen und hatte sich nach Möglichkeit bemüht, in die geheimnißvollen Wagen zu blicken.

„Das muß man gesehen haben, um es zu glauben!“ rief er bei seinem Eintritt in den Speisesaal.

„Was denn? was denn?“

Numa schöpfte Athem. Die drei Grazien waren stolz darauf, seine Schwestern zu sein.

„In diesen beiden Wagen,“ antwortete er endlich, „befanden sich nicht allein Lebende, sondern auch Kranke und Todte!“

„Wie?“ rief die Gesellschaft.

„Wenigstens Gespenster! ... Ich habe mich genau in den Wagen umgesehen, und mit Ausnahme von ein paar großen rabenschwarzen Negern, die auf den Kutscherböcken saßen, glaube ich Jedermann erkannt zu haben.“

Die Gesellschaft fragte nicht mehr, aber der Bruder Numa Babouin wurde von einem Menschenknäuel umringt, der ihn zu erdrücken drohte.

Es war ein schöner Moment im Leben des jungen Oberhauptes der Familie Babouin-des-Roseaux-de-l'Etang, und er beeilte sich durchaus nicht, die Neugierde zu befriedigen, welche ihm eine so hohe Wichtigkeit verlieh.

„Lassen Sie mich nur zu Athem kommen, meine Herren und Damen,“ hob er endlich wieder an. „Also im ersten Wagen habe ich Vincenz, den Guillotinirten, erkannt, dann den früheren Wirth dieses Gasthofes ... Sie wissen, den alten Géraud? ...“

„Ja wohl! ja wohl!“

„Und den Oheim Johann.“

„Er war es also wirklich?“

„Wenn Sie mich unterbrechen, kann ich nicht weiter erzählen ... In diesen Wagen wurde ferner die gnädige Frau gehoben. In dem anderen erblickte ich ... und diese leben doch ganz gewiß nicht mehr ... die beiden Töchter des Oheims Johann mit ihren Anbetern Etienne Moreau und Roger von Launoy ...“

„Bedenken Sie wohl, was Sie sagen!“ rief der Adjunct Kertpichel; „der Todtenschein ist in bester Form ausgefertigt worden!“

„Ich wasche meine Hände in Unschuld, Herr Chevalier! ... Uebrigens wäre es, ohne Sie im Mindesten beleidigen zu wollen, nicht das erste Mal, daß die Mairie sich lächerlich macht! ... Endlich saß in dem nämlichen Wagen die kleine Blanca mit einem Kinde auf dem Arme!“

„Da haben wir's!“ riefen die fünf Damen sichtlich erfreut.

„Der gute liebe Engel!“

„Der gute liebe Engel wird wahrscheinlich wieder die reichste Erbin der Provinz werden,“ versetzte Numa.

Die verschiedenen Mitglieder der Tischgesellschaft blickten einander an und Niemand lachte oder spottete mehr. —

„Mit Ausnahme des Herrn Chauvette,“ sagte nun der Adjunct von Kertpichel in salbungsvollem Tone, „der mir, wie ich zu meinem Bedauern wahrnehmen muß, ein wenig kalt und gleichgiltig zu sein scheint, trägt Jeder von uns den Namen Penhoël im Herzen ... Ich schlage vor, auf ihre glückliche Rückkehr anzustoßen, die wir Alle sehnlichst wünschten und die uns hoch erfreut!“

. . . .

Robert, Blaise und Vibandier waren um drei Uhr Nachmittags in Redon angekommen. Dies Mal nahm Lola nicht Theil an der Expedition; dagegen aber hatten unsere drei Cavaliere den Vicomte von Penhoël und die gnädige Frau bei sich.

René war wieder ein wenig zu Kräften gekommen; aber sein Verstand wurde immer schwächer und er hatte während der ganzen Reise nicht aufgehört zu trinken.

Martha dagegen war sich der Rolle, die man ihren Gatten spielen ließ, vollkommen klar bewußt. Sie sah ein, daß sie sich in Feindeshänden befand; aber ihr Muth war gänzlich erschöpft, sie würde den Arm nicht erhoben haben, um das über ihrem Haupte schwebende Messer abzuwenden. Ueberdies war auch ihre körperliche Schwäche so groß, daß selbst der Wille, irgend einen Widerstand zu leisten, nicht in ihr hätte aufkommen können.

Während der ganzen Reise war sie in eine Art von Halbschlummer versunken gewesen, und es war ihr ziemlich gleichgiltig, was geschah. Ihr einziger Gedanke war die Hoffnung, daß Gott sie bald mit ihren geliebten Töchtern, Diana und Cypriane, vereinigen möchte, welche zweimal vom Himmel herabgekommen waren, um sie in ihrem Elend zu besuchen.

Nur Blanca fesselte sie noch einigermaßen an diese Erde.

Bei der Ankunft in Redon legte sie sich auf das nämliche Bett, in welchem vor drei Jahren Lola geschlafen hatte, während Robert und Blaise ihre erste Mahlzeit im Gasthofe zum gekrönten Hammel einnahmen.

Unsere drei Cavaliere und René von Penhoël setzten sich zu Tisch, René mußte trinken, so viel er nur konnte, und man versäumte nicht, auf seine nahe Rückkehr in das Schloß seiner Väter anzustoßen.

Gegen halb fünf Uhr stiegen Robert, Blaise und Bibandier zu Pferde, nachdem sie zu René gesagt hatten:

„Sie haben jetzt Vertrauen zu uns und wissen, wo Ihre Freunde und wo Ihre Feinde sind. Wir müssen Sie verlassen, um auf dem Schlosse das Nöthige vorzubereiten. Vertreiben Sie sich bis acht Uhr die Zeit, so gut Sie können ... dann aber müssen Sie nach Penhoël aufbrechen.“

René blieb allein mit seiner schlummernden Gattin. Seine früheren Rachegedanken befielen ihn nicht mehr, denn seine Taschen waren mit Gold gefüllt und Wein hatte er an diesem Tage zur Genüge getrunken.

Um acht Uhr ritt er, den Instructionen unserer drei Cavaliere gemäß, vom Gasthofe ab. Sein Pferd war das einzige, welches in den Gasthöfen und auf der Post von Redon noch disponibel war, denn Robert

hatte für den Fall eines Unglücks seine Vorkehrungen getroffen.

Er fürchtete nämlich im Stillen, daß der Nabob ihn verfolgen könnte.

Dieser hatte mit dem Aufsuchen René's und seiner Gattin einen ganzen Tag verloren, so daß Robert und seine Begleiter einen Vorsprung von zwölf Stunden hatten, der sich indessen während der Reise nach und nach verminderte, denn nur vier bis fünf Stunden nach Ankunft der Flüchtlinge hielten die beiden Reisewagen des Nabobs vor dem gekrönten Hammel.

Der Wirth dieses Gasthofes gab ihm alle wünschenswerthen Nachweisungen über die am Nachmittage bei ihm abgestiegenen fünf Reisenden. Der Oheim Johann mußte sich zu Martha begeben. Als er sie in einem so schwachen Zustande fand, zweifelte er fast, daß sie den Weg von Redon bis nach dem Schlosse noch würde zurücklegen können; auf der andern Seite aber konnte man sie unmöglich im Gasthofe zurücklassen.

Johann von Penhoël gab sich ihr zu erkennen und sagte ihr einige Worte des Trostes und der Hoffnung; die Namen Diana's, Cyprianens und Blanca's aber wagte er noch nicht auszusprechen, weil er die Folgen einer zu heftigen Gemüthsbewegung fürchtete.

Sie wurde, fern von ihren Töchtern, in den Wa-

gen gebracht, in welchem der alte Géraud und Vincenz saßen.

Eine Stunde von Redon hörte René von Penhoël, der den wohlbekannten Weg nach dem Schlosse schwankend auf seinem Gaule dahintrabte, hinter sich den Galopp eines Pferdes.

Der Abend war feucht und dunkel und er befand sich eben in dem bewaldeten Thale, wo Vibandier sonst die Reihen seiner fantastischen Armee aufstellte.

Penhoël sah sich um und erblickte eine dunkle Gestalt, welche rasch näher kam.

Es war ein Reiter, dessen Körper und Gesicht von den Falten eines langen Mantels verhüllt wurden.

„Wer bist Du?“ fragte der Vicomte mit lallender Stimme.

Der Reiter antwortete nicht.

„Ich bin Penhoël,“ fuhr René fort; „ich will das Schloß meines Vaters zurückkaufen und Pontalès, den Sohn des Schenkwirths von Carentoire, wie einen Hund daraus vertreiben.“

Der Reiter schwieg noch immer.

René empfand ohngeachtet seiner Trunkenheit eine unbestimmte Angst.

Er ließ sein Pferd im Schritt gehen; der Reiter that das Nämliche. René betrachtete ihn verstohlen und maß seine lange Gestalt, die sich in dunklen Um-

rissen abzeichnete; dann setzte er sein Pferd in Galopp. Der Unbekannte galoppirte in gleicher Linie neben ihm.

„Wer bist Du? wer bist Du?“ stammelte Penhoël mit zunehmendem Entsetzen.

Abermals keine Antwort.

René zitterte am ganzen Körper.

Nach ohngefähr einer Stunde, während der seine Trunkenheit ihm die gräßlichsten Visionen vor die Augen führte, bäumte sich sein Pferd und hielt plötzlich an.

Eine schäumende und tobende Wasserfläche dehnte sich vor ihm auf der Straße aus. Zur Linken erstreckte sich der Moor von Glénac als ein unabsehbarer Spiegel, über dessen Mittelpunkte die „weiße Frau“ die Falten ihres Nebelgewandes schüttelte. Zur Rechten wälzte sich der angeschwollene Strom zwischen den beiden Hügeln in die Ebene.

Auf der Anhöhe erblickte man die unbestimmten Umrisse der Mauer des Schlosses.

Nicht ein einziges Fenster war erleuchtet.

Aber am Fuße des Hügels schimmerte ein schwaches Licht durch die Kastanienbäume. Es brannte in der Hütte Benedict Haligans.

„Holla!“ rief René mit aller Kraft.

Aber seine heisere Stimme erreichte kaum die Mitte des Flusses. Es blieb Alles still in der Hütte.

Der Unbekannte hielt jetzt beide Hände vor den

Mund und rief mit voller Stimme, die wie der Ruf eines Hüfthorns klang:

„Fährmann! Hol' über!...“

Das Licht in der Hütte erlosch.

René durchrieselte ein eiskalter Schauder.

XI.

Der Sterbende.

Nachdem unsere drei Cavaliere den Gasthof zum gekrönten Hammel verlassen hatten, schlugen sie die Straße von Redon nach la Gacilly ein.

Aber anstatt den Weg nach dem Schlosse direct zu verfolgen, machten sie in der Nähe des Dorfes Bains Halt und traten in's Gebüsch, wo sie alle Drei abstiegen.

Bisher waren sie schweigend neben einander geritten und Jeder von ihnen schien sich mit ernsten Gedanken zu beschäftigen.

„Wir müssen jetzt Alles für Alles auf's Spiel setzen," sagte Robert, indem er sein Pferd an einen Baum band; „solche Partieen werden öfter unternommen als man denkt."

„Wir haben Unglück!" seufzte Bibandier.

„Schweig!" rief Blaise; „ohne Deine Dumm-

heit lägen die Kleinen auf dem Grunde des Wassers und wir hätten die Diamanten des Nabobs in der Tasche."

„Du darfst gar nicht mehr reden, Freund Blaise," versetzte Bibandier; „Dein Gift hat nicht besser gewirkt als meine Wasserpartie ... die Mädchen sind behext!"

„Esel!" brummte Blaise.

„Ruhe!" rief der Amerikanner; „wir haben jetzt keine Zeit uns zu streiten. Wenn wir tüchtig arbeiten, kann diesen Abend noch Alles gut werden ... und was mir an dieser Partie am meisten gefällt, ist, daß sie wenigstens bald entschieden sein muß."

„Wenn wir sie aber verlieren?" entgegnete Blaise.

„Dann ist nichts mehr zu machen und wir können nicht länger in Frankreich bleiben. Wir suchen in diesem Falle Jeder auf einem andern Wege das Weite und betreiben unsere Geschäfte wieder auf eigne Hand."

Er ging an den Saum des Waldes, dem Dorfe Bains gegenüber, indem er weiter sprach:

„Ein trauriger Gedanke! ... Die Jahre vergehen und man hat es noch nicht viel weiter gebracht als am ersten Tage! ... Doch jeder Mensch findet einmal in seinem Leben Gelegenheit, sein Glück zu machen ... es kommt nur darauf an, sie im günstigen Augen-

blicke zu ergreifen. Vielleicht erscheint unser Glücksstern diesen Abend am Himmel, lieben Freunde!"

„Teufel! Du wirst ganz poetisch!" rief Blaise.

„Du wirst sterben!" murmelte Vibandier.

Der Amerikaner lächelte höhnisch über diese Bemerkung.

Dann blickte er auf und sagte, indem er auf das letzte Haus des Dorfes zeigte:

„Wenn Meister Lehivain seine alten Gewohnheiten nicht aufgegeben hat, werden wir ihn bald diesen Weg kommen sehen, um seine Abendpfeife zu rauchen ..."

„Was willst Du denn mit Lehivain?" fragte Blaise.

„Glaubst Du, daß der Marquis von Pontalès so bereitwillig am späten Abend an einen Ort kommen wird, den wir ihm bezeichnen?" versetzte Robert.

„Das ist wahr," sagte Blaise, „Macrocephalus muß uns als Lockvogel dienen. Wer weiß, ob die Geschichte nicht spaßhaft wird und ob wir am Ende nicht diesen Abend noch heiter und vergnügt sein werden?"

„Ich kenne Einen, der nicht vergnügt sein wird!" erwiderte der Amerikaner in finstrem Tone. „Der alte Schurke Pontalès muß über die Klinge springen, dann sind wir reiche Leute."

„Diesen Schuft könnte ich ohne Schwäche ermorden!" rief Vibandier mit gravitätischem Ernst.

„Bisher habe ich mich immer von meinem guten Herzen beherrschen lassen ... aber das muß ein Ende nehmen!“

„Still!“ sagte Robert, „und aufgepaßt!“

Er verbarg sich hinter einem Strauche am Rande des Waldes und seine beiden Genossen folgten seinem Beispiele.

Die Hausthür des Advokaten wurde geöffnet und Lehivain kam in eigner Person auf den Wald zu gegangen.

Sein langer Kopf war mit einer wollenen Mütze bedeckt, aber er trug den schwarzen Frack und die Berlocken eines wichtigen Mannes.

Langsam kam er daher geschritten, die Hände auf dem Rücken, gemächlich sein Pfeifchen rauchend und über irgend eine neue Chikane brütend.

Es war schon schon ziemlich dunkel, als er den Saum des Waldes erreichte.

„Vorwärts!“ rief der Amerikaner, indem er hinter dem Versteck hervor und auf die Straße sprang.

Der Mann des Gesetzes wollte einen Schrei ausstoßen, als er die drei ihm nur zu wohl bekannten Gesichter erblickte; aber Bibandier legte ihm seine große Hand auf den Mund.

„Beim Satan, Herr Chicaneur!“ rief er mit Donnerstimme; „wenn Du einen Laut von Dir giebst, schnüre ich Dir die Kehle zu!“

Lehivain zitterte am ganzen Körper und seine Zähne schlugen hörbar zusammen.

„Meine lieben Herren . . . meine theuern Freunde . . .“ stammelte er endlich, „es freut mich außerordentlich, Sie wieder zu sehen . . . aber das Erstaunen . . . die Ueberraschung . . . das Vergnügen . . .“

„Schon gut! schon gut!“ unterbrach ihn Bibandier, der stolz darauf war, daß er Jemandem Angst einflößte, „wir wissen längst, daß Du uns lieb hast. Also kein überflüssiges Geschwätz! . . . wir brauchen Dich und Du wirst so gefällig sein uns zu begleiten.“

„Ich gehe mit Ihnen bis an's Ende der Welt, meine werthen Herren,“ erwiderte der unglückliche Macrocephalus; „indessen aber . . .“

„Vorwärts!“ unterbrach ihn Robert.

Lehivain sagte kein Wort mehr und ließ sich in's Gebüsch führen. Unsere drei Cavaliere stiegen wieder auf und Bibandier nahm den Mann des Gesetzes hinter sich auf's Pferd.

Der Amerikaner ritt hinter ihm, um bequemer mit dem Advokaten sprechen zu können.

„Wenn Sie nach dem Schlosse wollen,“ bemerkte Letzterer schüchtern, „so rathe ich Ihnen, über die Brücke von Houssayes zu reiten, denn seit gestern ist die Ueberschwemmung eingetreten und mit der Fähre von Port-Corbeau werden Sie schwerlich übersetzen können.“

„Ist Benedict Haligan todt?“ fragte der Amerikaner.

„Noch nicht, aber es ist eben so gut, mein verehrter Herr von Blois. Sie wissen, daß der unglückliche Narr immer die Zukunft verkünden will ... seit sechs Monaten liegt er schon im Todeskampfe und er hat selbst gesagt, daß der Tod diesen Abend in seine Hütte einziehen würde.“

„Wie steht es mit Pontalès?“ fragte Robert weiter.

„O, dieser befindet sich, Gott sei Dank! ganz wohl. Er ist noch immer schlau wie ein halbes Dutzend Normannen und hart gegen Jedermann. Jesus im Himmel! ich bin gewiß ein friedliebender Mann, als ich aber sah, wie er Sie, mein werther Herr von Blois, von Penhoël vertrieb, hatte ich, offen gestanden, große Lust, meinen Stock auf seinem Kopfe zu zerschlagen!“

„Wirklich?“ versetzte Robert mit spöttischem Lächeln.

„Sie glauben nicht, meine vortrefflichen Freunde,“ sagte Macrocephalus, indem er eine gerührte Miene annahm, „wie aufrichtig und herzlich ergeben ich Ihnen bin. Ich würde mich, nur um Ihnen gefällig zu sein, in tausend Stücke zerhacken lassen.“

Vibandier brach in ein lautes Gelächter aus.

„Darauf habe ich längst gewartet,“ rief er aus. „Nun, wie Du siehst, Meister Rechtsverdreher, ver-

gelten wir Dir Gleiches mit Gleichem, denn wir sind hundert Lieues weit gereis't, um Dich aufzusuchen!"

„Und darf ich fragen? ..."

„Zur rechten Zeit und am geeigneten Orte sollst Du Alles erfahren."

„Die Hauptfrage ist für jetzt," begann Robert, „ob Sie mit uns oder gegen uns sein wollen, Herr Lehivain."

„Jesus Christus!" rief der Mann des Gesetzes, „ich sollte gegen Sie sein?"

„Aufrichtig gesagt," fuhr Robert fort, „wollen wir mit Pontalès ein Ende machen."

„Doch jedenfalls auf gesetzlichem Wege?"

„Das versteht sich von selbst."

„Nun wohl, dann bin ich ganz zu Ihren Diensten, meine Herren."

Sie ritten jetzt über die Haide, ohngefähr den nämlichen Weg, den Cypriane und Diana eingeschlagen hatten, als sie von ihrer nächtlichen Expedition bei dem Advokaten zurückkehrten.

Nachdem sie die Brücke von Houssayes passirt hatten, deren Planken von der wachsenden Fluth der Ueberschwemmung schon erschüttert wurden, ritten sie stromabwärts bis zum Port-Corbeau.

Als sie unterhalb des Schlosses angekommen waren, hielt Robert sein Pferd an, indem er sagte:

„Ihre Arbeit wird nicht schwer sein, Herr Advo-

kat, und wir bezahlen Ihnen jeden Schritt mit königlicher Freigebigkeit."

„Seien Sie versichert, daß ich nicht aus Interesse handle, meine Herren ..."

„So hören Sie denn. Sie sollen weiter nichts thun als nach dem Schloß gehen."

„Sehr gern ... und was soll ich dort?"

„Den Marquis von Pontalès hierher bringen, damit ich mit ihm sprechen kann."

„Mein Gang nach dem Schlosse würde Ihnen wenig helfen," entgegnete Lehivain kopfschüttelnd. „Pontalès ist ein kluger Mann und bewohnt noch immer sein großes Schloß, damit die Leute glauben sollen, er beobachte die Gesetze der Convenienz und halte das Stammschloß der Penhoël zur Verfügung seiner ehemaligen Besitzer, im Fall diese zurückkehren sollten, um die Rückkaufssumme zu erlegen."

„Es befindet sich also Niemand im Schlosse?"

„Niemand als ein alter Bedienter, der die Fähre zu besorgen hat."

Diese Nachricht war dem Amerikaner sehr unangenehm.

„Wenn Sie aber wollen," setzte Macrocephalus hinzu, „so nehme ich eins von Ihren Pferden und reite nach Pontalès."

„Die Unterredung muß hier stattfinden," versetzte Robert.

„Nun, so bringe ich den Marquis mit hierher.“

Der Amerikaner betrachtete den Advokaten verstohlen; aber dieser behielt seine demüthige und unschuldige Miene bei.

„Blaise,“ sagte er dann, „auf dem Meierhofe wird noch nicht Alles schlafen ... hole den kleinen Franz, und wenn Dich Jemand ausfragen sollte, so sagst Du, daß Penhoëls Wohl davon abhinge.“

Blaise entfernte sich auf dem nach dem Meierhofe führenden Wege.

„Wir Alle haben das beste Vertrauen zu Ihnen, mein lieber Herr Lehivain,“ hob Robert wieder an, „aber man braucht eine gute Stunde von hier nach Pontalès und wieder zurück, und wie kann sich in einer Stunde die Gesinnung eines Menschen ändern! ... Bleiben Sie lieber bei uns und schreiben Sie ein Billet an den Herrn Marquis, das der kleine Franz besorgen kann.“

„Ein Billet?“ wiederholte der Advokat; „wie soll ich denn hier mitten im Walde schreiben können?“

Robert zeigte auf einen Lichtschein, welcher zwischen den Kastanienbäumen glänzte, und sagte:

„Die Hütte des alten Benedict kann uns als Schreibstube dienen.“

„Aber bei dem, was wir thun wollen, dürfen wir keine Zeugen haben ...“

Sie waren höchstens fünfzig Schritte von der

Hütte entfernt. Bibandier entfernte sich einen Augenblick und sagte, als er zurückkam:

„Der gute Alte wird uns nicht geniren.“

„Ist er todt?“

„Kommen Sie herein ... wir sind ganz ungestört in der Hütte.“

Sie traten alle Drei in die Stube, welche nur durch einen rauchenden Kienspahn erleuchtet wurde, der über dem Bett brannte.

Der alte Benedict lag mit offenen und starren Augen auf dem Rücken und schien nicht mehr zu athmen.

Robert nahm den Kienspahn von der Wand und reichte ihn Bibandier mit den Worten:

„Zünde Feuer an, denn Herr Lehivain friert, als ob er das Fieber hätte.“

Dieser zitterte wirklich am ganzen Körper. Die Sache nahm eine schauerliche Wendung und er fragte sich mit Entsetzen, welchen Ausgang sie nehmen würde. Er hatte sich so weit entfernt von dem Bett als möglich niedergesetzt, so daß er dem Kranken den Rücken zuwendete.

Bibandier warf einen Armvoll dürres Reißholz in den Kamin und als die Flamme hell empor loderte, rückte der Amerikaner mit unverkennbarem Wohlbehagen seinen Schemel an's Feuer.

„Die Abende werden kühl,“ sagte er, „und man

kann das Feuer schon recht gut vertragen. Haben Sie Schreibzeug bei sich, Herr Lehivain? ... Ich habe nur Stempelpapier."

Macrocephalus sah ihn staunend an.

„Dies wundert Sie wohl?" fuhr Robert fort. „Sie müssen wissen, daß wir ein wichtiges Geschäft vorhaben, mein Lieber ... Pontalès hat uns vor einigen Monaten einen guten Streich gespielt ... aber jede Partie verlangt ihre Revanche. Sehen Sie zu, wie es am besten geht und schreiben Sie auf dem Schooße."

Lehivain hatte inzwischen ein kleines Dintenfaß, eine Feder und Papier aus der Tasche genommen.

„Ich hatte wirklich einen Augenblick die Idee," hob Robert wieder an, „dem alten Schurken persönlich einen Besuch zu machen ... dies wäre viel einfacher gewesen ... aber er hätte mich leicht nicht wieder fortlassen können, und wir wollen daher die Sache lieber schriftlich abmachen. Schreiben Sie."

„Ich bin zu Ihren Befehlen," sagte Macrocephalus.

„Was wollen wir schreiben?"

„Etwas Kluges," bemerkte Bibandier; „wenn er in unseren Jahren stände, könnte man ein Liebesrendezvous riskiren ..."

„Schweig!" unterbrach ihn Robert. „Schreiben Sie: Herr Marquis ... Doch Sie sind ja kein Kind,

Herr Lehivain ... schreiben Sie so, daß er kommt und verdienen Sie Ihr Geld!“

Der Advokat kratzte sich an der Stirn.

„Zu dieser Zeit,“ murmelte er vor sich hin, „und gerade an dem Tage, wo der Termin verfällt! ... Uebrigens wird auch der Marquis denken: Warum kommt Lehivain nicht selbst zu mir?“

„Wir müssen eine Ausrede finden.“

„Ich suche schon,“ sagte Bibandier.

„Du sollst schweigen, Dummkopf! ... Herr Lehivain, Sie sind ein kluger Mann ...“

„Sehr gütig, Herr von Blois ... aber Pontalès ist mißtrauisch ... Halt!“ rief er plötzlich, „ich glaube, ich habe etwas gefunden!“

„Lassen Sie hören.“

„Ein Name würde Pontalès sogleich auf die Beine bringen, und wenn er schon im Sterben läge: der Name des älteren Penhoël.“

„Wirklich?“ versetzte Robert lächelnd.

„Es ist schon seit mehreren Monaten von der Zurückkunft des Herrn Ludwig von Penhoël die Rede,“ sprach Macrocephalus weiter; „ich will ihm sagen, daß wichtige Ereignisse im Anzuge sind, bei denen Ludwig betheiligt ist.“

„Ja, schreiben Sie ihm das,“ erwiderte Robert. „Es ist leicht möglich, daß Sie der Wahrheit näher sind als Sie glauben.“

Die Feder des Advokaten, welche schon über das Papier flog, hielt plötzlich wieder inne.

„Wie?“ stammelte er; „wissen Sie vielleicht etwas? ...“

Blaise kam in diesem Augenblicke mit dem kleinen Franz zurück.

„Beendigen Sie Ihren Brief,“ sagte Robert; „in Einer Stunde erfahren Sie eben so viel als wir wissen.“

Der Advokat faltete sein Billet zusammen und gab es dem Knaben, der sich dann eiligst auf den Weg machte, da er glaubte, dem ehemaligen Schloßherrn einen Dienst zu erzeigen.

Sobald er sich entfernt hatte, wurde Robert still und Macrocephalus bemühte sich vergebens das Gespräch wieder in Gang zu bringen.

Es war eine kalte und dunkle Novembernacht. Der Wind heulte in den Bäumen und man hörte das Rauschen des Wassers, das immer höher stieg.

In der Hütte herrschte tiefes Schweigen.

Einmal glaubte der Advokat, der immer aufhorchte, in der Gegend des Bettes einen schwachen Seufzer zu vernehmen.

Er stand erschrocken auf; aber unsere drei Cavaliere zwangen ihn, sich wieder zu setzen und ließen es an spöttischen Bemerkungen über seine Hasenfurcht nicht fehlen.

Der alte Benedict Haligan lag noch immer mit

übereinander gekreuzten Händen und glanzlosen Augen auf seinem Bett.

Nach Verlauf einer Stunde hörte man den Hufschlag eines Pferdes auf der Anhöhe.

Unsere drei Spießgesellen verbargen sich rasch hinter der Thür und nur der Mann des Gesetzes blieb am Feuer sitzen.

Im nächsten Augenblicke trat der Marquis von Pontalès in die Hütte. Er schien in sehr verdrüßlicher Stimmung zu sein.

„Was bedeutet das?“ rief er schon auf der Schwelle. „Warum bestellen Sie mich hierher und seit wann haben Sie nicht mehr die Kraft, zu mir zu kommen?“

Macrocephalus machte tiefe Bücklinge, und er würde vielleicht sehr verlegen um eine Antwort gewesen sein, hätten ihm nicht unsere drei Cavaliere die Mühe erspart.

Pontalès fragte nicht weiter, denn sogleich nach seinem Eintritt wurde die Thür geräuschvoll hinter ihm zugeschlagen.

Er sah sich erschrocken um und erkannte sogleich, wen er vor sich hatte.

„Eine Schlinge!“ rief er wüthend.

Dann setzte er hinzu, ohne selbst zu wissen, daß er sprach:

„Mein Sohn schrieb mir noch gestern, sie wären Alle in Paris!“

„Ein armseliger Grund für einen so klugen Mann wie Sie!“ versetzte Robert lachend. „Wissen Sie nicht, daß Herr von la Palisse eine Viertelstunde vor seinem Tode noch lebte? ... Aber wir vergessen, uns die Hand zu drücken, lieber Marquis, und uns gegenseitig nach unserm Befinden zu erkundigen ...“

Pontalès sah aus wie ein Fuchs, der sich in einer Falle gefangen hat. Seine kleinen grauen Augen rollten ganz verstört unter den halb gesenkten Lidern.

Robert, Blaise und Vibandier reichten ihm nach einander die Hand, und er erwiderte mechanisch diese ironische Höflichkeit.

„Sie sind es also wahrscheinlich,“ stammelte er, „die Herrn Lehivain veranlaßt haben, mich hierher zu bestellen?“

„Wenn Sie uns unser schönes Schloß Penhoël gelassen hätten, theurer Marquis,“ erwiderte Robert, „so würden wir jetzt nicht genöthigt sein, Sie in einer Hütte zu empfangen! ... Sie spielten damals eine ganz vortreffliche Partie und ich habe in meinem Leben nicht mit einer solchen Keckheit betrügen sehen! ... Die Gensd'armen, die Auszüge aus den Polizeilisten ... Alles war höchst sinnreich ausgedacht! ... Aber haben Sie doch die Güte, Platz zu nehmen,

Herr Marquis, wir haben viel mit einander zu sprechen und das Stehen würde zu angreifend für Sie sein."

Pontalès setzte sich auf einen Schemel.

„Wir wollen ohne Plan und ohne Methode zu Werke gehen," fuhr der Amerikaner in heiterem Tone fort; „ich liebe eine gewisse angenehme Unordnung, die von einem Gegenstande zum andern überspringt und dem Gespräch eine unterhaltende Abwechselung verleiht ... Sie sprachen eben von Ihrem Sohne? ... Ein hübscher Cavalier, das ist nicht zu leugnen, und er führt ein ganz vortreffliches Leben in der Hauptstadt! Sie haben zwar erst gestern einen Brief von ihm erhalten ... aber ich kann Ihnen noch neuere Nachrichten von ihm geben."

„Haben Sie ihn kürzlich gesehen?" fragte Pontalès, der sich vergebens zu fassen suchte.

„Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll?" entgegnete Robert. „Es ist eine traurige Geschichte!"

Der Marquis wurde ängstlich.

„Sie wissen," sprach Robert weiter, „ein junger Mann ist zuweilen streitsüchtig ... er bekommt Händel und wird in ein Duell verwickelt ..."

„Ein Duell!?" rief der Marquis.

„Und zwar ein sehr unglückliches Duell, mein werther Herr von Pontalès ... Ludwig von Penhoël hat ihm die Brust durchbohrt."

Der Marquis sprang auf, als hätte ihn ein elek-

trischer Schlag getroffen. Macrocephalus folgte unwillkürlich seinem Beispiele, während unsere drei Cavaliere ganz ruhig neben einander sitzen blieben.

„Ludwig von Penhoël?" wiederholte Pontalès, „der Nämliche, den seit zwanzig Jahren kein Mensch gesehen hat? ... Höre ich recht? meinen Sie wirklich den Grafen Ludwig von Penhoël?"

In diesem Augenblicke ließ sich in der Gegend des Betts ein röchelndes Gestöhn vernehmen.

„Der Todte erwacht!" stammelte Lehiwain, dessen Kniee schwankten.

Blaise und Bibandier wurden leichenblaß, während Robert dagegen mit frechem Hohne sagte:

„Wenn die Lebenden es wollen, schläft der Todte wieder ein."

Als hätte der alte Benedict gegen diese Drohung protestiren wollen, erhob er sich von seinem Lager und sprach mit hohler Stimme:

„Heute ist die Zeit gekommen! ... Seit vielen Tagen und Nächten erwarte ich diesen Augenblick ... die Hand Gottes schwebt über mir ... ich werde Penhoëls Rückkehr nicht erleben!"

Jedermann schwieg und selbst Robert hatte nicht mehr den Muth, ein Wort zu sprechen.

„Ich hatte meine Stunden gezählt," fuhr der alte Mann fort; „ich wußte, daß die Krankheit nicht Zeit haben würde, mich zu erlösen ... ich habe es vor-

her gesagt! ... Der Fremde war zur Zeit der Ueberschwemmung in einer dunklen Nacht gekommen ... in einer dunklen Nacht und während der Ueberschwemmung mußte er wiederkehren! ... Penhoël! Penhoël! Der, welcher Deinen Leib und Deine Seele morden will, wird auch mir das Leben nehmen!“

Sein Odem war nur noch ein Röcheln und jedes seiner Worte drängte sich mühsam über seine Lippen.

Alle in der Hütte Anwesenden wurden von einem Schauder ergriffen.

„Wer hat die Thore des Schlosses offen gelassen?“ hob der alte Fährmann mit immer schwächer werdender Stimme wieder an; „ich sehe Die wieder einziehen, welche es nie hätten verlassen sollen ... Die, welche man für todt hielt, haben das freundliche Lächeln des Lebens um ihre rosigen Lippen ... Penhoël sucht seine Töchter nicht mehr unter den Gespenstern, die am Ufer des Moors umher wandeln ... und wie laut schlägt Ludwigs edles Herz beim Anblick der geliebten Heimath! ... Die Thränen in den Augen der frommen Frau sind getrocknet ... ein neugebornes Kind liegt in der mit Blumen geschmückten Wiege ...“

Ein eigenthümliches Lächeln flog über sein eingefallenes Gesicht, er stammelte noch einige Worte, die man nicht verstehen konnte und sein Kopf fiel schwer auf das Strohkissen zurück.

Tiefe Stille herrschte noch lange in der Hütte,

bis endlich der Amerikaner seinen Schemel näher zu dem des Marquis rückte und leise zu ihm sagte:

„Es ist etwas Wahres an dem, was der alte Narr spricht ... das Werk, das Sie mühsam durch Lug und Trug aufgebaut haben, ist in seinen Grundmauern erschüttert ... Marquis von Pontalès, ich bringe Ihnen den Untergang oder die Rettung ... wählen Sie!“

Der Kampf wurde nur noch allein zwischen Robert und dem Marquis geführt. Blaise und Vibandier schwiegen. Macrocephalus sah beständig mit irrem Blicke auf Benedicts Sterbelager.

„Wenn es sich nur um den Rückkauf von Penhoël handelte,“ begann Robert wieder, „so würde es mir nicht in den Sinn gekommen sein, Sie zu stören, Herr Marquis. Aber Sie haben noch ganz andere Dinge zu fürchten, denn Sie müssen wissen, daß dieser Ludwig von Penhoël ein mächtiger Gegner ist!“

„Kennen Sie ihn?“ fragte Pontalès.

„So gut wie ich Sie kenne, Herr Marquis.“

„Ist er noch immer stark?“

„Noch immer stark, noch immer schön, noch immer jung! ... An dem Tage, wo Ihr Sohn von seinem Degen gefallen ist, ging Ludwig von Penhoël noch aus vier anderen Duellen als Sieger hervor!“

„Mein unglücklicher Sohn!“ seufzte Pontalès, der seinen Vaterschmerz einen Augenblick vergessen hatte. „Doch Sie sagen, daß er noch nicht todt ist ... in

seinem Alter stirbt man nicht so leicht ... Ich muß Ihnen gestehen, meine Herren," setzte er hinzu, indem er seinem Gesicht den uns bekannten freundlichen Ausdruck zu geben versuchte, „daß ich es schon oft bedauerte mich von Ihnen getrennt zu haben ... und nachdem die erste Ueberraschung vorüber ist, bin ich eher erfreut als mißvergnügt über unser Wiedersehen."

„Das läßt sich hören, Pontalès!" rief der Amerikaner ihm die Hand reichend. „Da Sie Ihre Gesinnungen so vortheilhaft geändert haben, will ich nun auch ohne Rückhalt sprechen ... Fürs Erste bringen wir René und seine Frau mit aus Paris."

„Wie?" versetzte Pontalès; „Sie bringen sie mit?"

„Natürlich ... wir bedurften doch einer Waffe gegen Ihre große Klugheit, Herr Marquis ... Penhoël ist im Besitz der zum Rückkauf des Schlosses erforderlichen Summe ... und ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß Sie von dem Augenblicke an, wo er wieder in sein Schloß einzieht, sehr nahe daran sind, von Ihren schönen Besitzungen gänzlich vertrieben zu werden."

„Wie so?"

Robert sah nach der Uhr.

„Es ist jetzt zehn Uhr," sagte er wie mit sich selbst sprechend; „in einer halben Stunde wird René hier sein. Entschuldigen Sie, wenn ich nicht auf nähere Erörterung eingehe, aber die Zeit drängt, und wir können kaum noch die nöthigen Dokumente ausfertigen."

Pontalès blickte seine Gegner abwechselnd an, ohne etwas zu erwidern.

„Allerdings, allerdings," fuhr Robert fort, der den Sinn dieses ängstlichen Blickes errieth, „wir sind unser Drei gegen Einen, denn Herr Lehivain wird sich im Fall eines offenen Kampfes streng neutral halten ... Wir könnten Gewalt brauchen, wenn wir sonst wollten ... aber fürchten Sie nichts, Herr Marquis, wir haben dies nicht nöthig ... Unser Interesse verlangt, daß wir uns verbünden, und zwar muß es diesmal ein festes Bündniß werden, das Sie nicht nach Gefallen brechen können. Bringen Sie Ihr Schreibzeug in Bereitschaft, Herr Advokat," sagte er zu diesem. „Hier sind zwei Bogen Stempelpapier ... haben Sie die Güte, uns einen Contract zwischen Herrn von Pontalès einerseits und uns Dreien andrerseits aufzusetzen, welcher Contract die ehemalige Herrschaft Penhoël in vier gleiche Theile theilt."

„Und ich soll nur ein Viertel davon bekommen?" fragte der Marquis in verdrüßlichem Tone.

„So ist's," erwiderte Robert, „und Jeder von uns eines von den drei übrigen Vierteln."

„Dann will ich mich lieber dem Rückkauf unterwerfen."

„Erlauben Sie!" entgegnete Robert, indem er dem Advokaten die beiden Stempelbogen reichte, „Sie haben jetzt nicht mehr die Wahl. Wenn Sie nicht

mit uns sind, so sind wir gegen Sie ... nicht wahr, meine Freunde?“

Blaise und Bibandier bewegten sich auf ihren Schemeln.

„Und wenn wir gegen Sie sind,“ fuhr Robert fort, „so bringen wir einige alte Geschichten zur Sprache, die Ihnen nicht wenig zu schaffen machen werden ... Herr Lehivain, beeilen Sie Sich.“

„Wozu?“ sagte Pontalès leise; „ich unterschreibe doch nicht.“

„O ja, Sie unterschreiben, alter Freund! ... Denken Sie Sich, der Teufel hat sich in Ihre Angelegenheiten gemischt ... Die beiden Töchter des Oheims Johann leben noch.“

Pontalès erschrak.

„Der alte Benedict hat es Ihnen vorhin in seiner originellen Redeweise gesagt; sie sind wirklich frisch und munter, und sie kennen alle Ihre vortrefflichen Gesinnungen gegen sie. Das Merkwürdigste ist aber, daß Ludwig von Penhoël durch ihre Vermittelung seine Angehörigen wiedergefunden hat und daß er die Kleinen ganz unglaublich liebt! ... Sollte er ja beim Port-Corbeau den Dust passiren, so können Sie darauf rechnen, daß Sie bald mehr von ihm hören.“

„Hier ist der Eine Contract,“ sagte Lehivain.

Robert las ihn flüchtig durch.

„Ganz gut," sagte er dann; „schreiben Sie ihn genau so ab."

Lehivain ging wieder an die Arbeit.

„Aber in wiefern kann mich die Unterzeichnung dieses Contracts schützen?" fragte Pontalès, der unschlüssig zu sein schien.

„In einer Viertelstunde wird René von Penhoël nach der Fähre rufen," antwortete der Amerikaner. „Wir sind alle Drei gut bewaffnet und haben auch für Sie einen Dolch mitgebracht, Herr Marquis."

„Für mich?"

„Allerdings ... denn diesmal muß Jeder Hand ans Werk legen. Wir sind unser Fünf, mit Einschluß des Herrn Lehivain, der uns seinem Beistand gewiß nicht versagen wird."

„Ich bin ein friedfertiger Mann ..." stammelte Macrocephalus.

„Sie verstärken die Anzahl und dies kann nicht schaden, denn wir haben es vielleicht mit mehr als Einem Gegner zu thun."

„Mit Ludwig von Penhoël," antwortete der Amerikaner.

Er sagte dies, ohne es eigentlich zu denken. Seiner Meinung nach mußte der Nabob noch in Paris oder höchstens auf dem Wege nach der Bretagne sein. Aber er bedurfte eines wirksameren Schreckmittels als René war.

Pontalès zauderte noch immer.

Macrocephalus war mit der Copie fertig.

„Sie müssen Sich entscheiden, Herr Marquis," hob Robert wieder an; „wenn Sie nicht unterschreiben, so verrichten wir selbst das Fährmannsamt und bringen die beiden Penhoël hierher. Bedenken Sie Ihre Lage ... Sie haben es mit drei Männern zu thun, welche nichts mehr zu verlieren haben und die vielleicht noch einen kleinen Groll gegen Sie hegen. Diese Männer sind gewohnt, ihr Interesse jedem Rachegedanken voran zu stellen ... ich rathe Ihnen daher, ihre Milde zu benutzen, denn wenn Sie diesen Abend die Gelegenheit versäumen, so treten wir morgen in einer Anklage auf Betrug und Mord, welche die beiden Penhoël gegen Sie erheben wollen, als Zeugen auf."

Pontalès drückte sein kahles Haupt zwischen beiden Händen.

In diesem Augenblicke ließ sich draußen in der Richtung der Straße von Redon der laute Ruf vernehmen:

„Fährmann!... hol' über!..."

Der alte Fährmann bewegte sich noch einmal unter seiner Decke, als hätte dieser Ruf ihn aus seinem Todesschlafe geweckt.

„Jetzt kommt er!" murmelte er mit seiner hohlen und röchelnden Stimme; „ich erkenne ihn! ... Mein Gott! vergönne mir nur noch eine Stunde, damit ich meinen Herrn begrüßen kann, ehe ich zu Dir komme."

Pontalès unterschrieb hastig einen der beiden Contracte.

Dann erhoben sich Alle und Robert löschte den Kienspahn aus.

Noch einmal erhob der Sterbende seine tonlose Stimme, indem er sagte:

„Er hat unterschrieben ... aber Gott wacht ... wehe Euch, wehe Euch, Mörder!“

Die Thür war geöffnet worden und Vibandier, Pontalès und Lehivain hatten die Hütte schon verlassen.

„Der Alte liegt nun schon drei Monate im Sterben,“ murmelte Blaise, „seine Aussagen könnten im Falle des Mißlingens gefährlich werden ...“

„Geh hinaus!“ sagte Robert.

Blaise gehorchte.

Anstatt ihm zu folgen, ging der Amerikaner im Dunkeln tastend an's Bett des Sterbenden, und mit einer heftigen Bewegung riß er das Strohkissen unter Benedicts Kopf weg.

Dieser stieß einen schwachen Schrei aus. Sein Kopf hing jetzt hinten über und der Athem stockte ihm in der Brust.

„Ich hatte es gesagt!“ röchelte er noch im letzten Kampfe gegen die Krallen des Todes; „mein Leib gehört Dir! ... mögen Gott und die heilige Jungfrau meiner Seele gnädig sein! ...“

Es wurde wieder still in der Hütte. Robert, des-

sen bleiche Stirn mit einem kalten Schweiß bedeckt war, hatte inzwischen seine vier Begleiter eingeholt, und sie bestiegen alle Fünf die Fähre. Pontalès und Macrocephalus waren mit Dolchen bewaffnet, welche Robert mitgebracht hatte.

Pontalès befand sich in einer fieberhaften Aufregung, und sprang zuerst in den Kahn.

Robert sah mit heimlicher Freude, wie er sich auf das Vordertheil stellte und wie ein Wahnsinniger seinen Dolch schwang.

Bibandier hatte die Ruderstange ergriffen, während Lehivain ganz still auf dem Hintertheile des Bootes blieb und alle Qualen eines friedliebenden Menschen empfand, der plötzlich in das Gewühl einer Schlacht versetzt wird.

Sie erreichten die Mitte des Flusses; aber die Dunkelheit war so groß, daß man noch Niemanden am andren Ufer erkannte.

„Legen Sie sich in den Kahn," sagte Robert, „nur Bibandier darf sich offen zeigen."

Er selbst befolgte diese Vorschrift, und man sah nur noch den Kopf des gewesenen Uhlanen über Bord.

Nach einer Minute hörte dieser auf zu rudern, indem er leise sagte:

„Er ist ganz allein ..."

„Rudre an's Land!" befahl ihm Robert.

Dann setzte er hinzu, indem er den Arm des Marquis drückte:

„Man sagt, daß der Haß zwischen Ihnen und Penhoël schon ein Jahrhundert alt ist ... Sie haben also Anspruch auf den Vorrang, Herr Marquis ... führen Sie den ersten Stoß.“

„Gut, es sei!“ entgegnete Pontalès mit dumpfer Stimme.

Die Fähre stieß an's Ufer und fast in dem nämlichen Augenblicke sprang René von Penhoël hinein.

Man konnte sein Gesicht nicht erkennen, aber sein ganzes Benehmen verrieth eine ungewöhnliche Aufregung.

„Rasch! rasch!“ stammelte er; „er ist mit seinem großen Rappen verschwunden, aber er kommt wahrscheinlich wieder ... Eilet, daß wir über den Fluß kommen!“

Unsere vier Genossen waren aufgestanden, aber René von Penhoël sah sie nicht einmal, denn sein Blick war beständig mit einer unbeschreiblichen Angst auf das Ufer gerichtet.

Pontalès war rasend vor Wuth und Robert mußte ihn mit Gewalt zurückhalten, damit er sich nicht zu früh auf seinen Feind stürzte.

Der Kahn war einige Sekunden mit dem Strome fortgeschwommen, während Bibandier nicht ruderte, und befand sich jetzt bei einer kleinen Landzunge, deren Ufer mit Weidengebüsch bewachsen waren.

„Wende um!“ rief der Amerikaner, „oder wir scheitern.“

In dem Augenblicke, als Vibandier diesem Befehle gemäß das Ruder gegen das Ufer stemmte, ergriff eine unsichtbare Hand dasselbe am unteren Ende und zog den Kahn heftig an's Land.

Vibandier stieß einen lauten Angstschrei aus und ließ das Ruder los. Auf dem Vordertheile des Kahnes aber stand jetzt ein Mann von hohem Wuchse, der wie auf einen Zauberschlag zum Vorschein gekommen war.

„Ludwig von Penhoël!“ stammelte Robert.

„Du lügst!“ rief René; „es gibt nur noch einen Penhoël .. der andere ist ein Schurke und Verräther! ...“

Das letzte Wort erstarb auf seinen Lippen, denn Pontalès, den Robert nicht mehr zurückhielt, hatte ihm seinen Dolch in den Rücken gestoßen.

René sank zusammen und blieb auf dem Boden der Fähre liegen.

„Zu dem Andern! zu dem Andern!“ rief Pontalès wieder, indem er, seinen blutigen Dolch schwingend, auf den Unbekannten eindrang.

Dieser, der in der That kein Andrer als Ludwig von Penhoël war, hatte nicht gesehen, durch wessen Hand sein Bruder gefallen war. Er warf seinen Mantel von sich und brach das eisenbeschlagene Ende der Ruderstange über dem Knie ab.

Die Fähre schwamm mit dem Strome dem Moor zu.

Durch einen Schlag mit dem Eisen der Ruderstange stürzte der alte Pontalès nieder.

Hierauf entspann sich ein kurzer Kampf zwischen Ludwig von Penhoël und den drei Mördern, denn der gute Vibandier hatte sich durch die Weiden aus dem Staube gemacht, als er sah, daß die Sache eine tragische Wendung nahm, und befand sich schon auf dem Wege nach Redon.

Gegen die Keule Ludwigs konnten die Dolche nichts ausrichten. Dreimal fiel sie mit unwiderstehlicher Gewalt nieder, und bei jedem Schlage hörte man ein dumpfes Stöhnen.

Nach dem letzten herrschte tiefe Stille im Kahn.

Ludwig von Penhoël warf seine Waffe in's Wasser.

Die Nacht war stockfinster, aber demohngeachtet sah er seinen Bruder auf dem Boden der Fähre liegen.

„René,“ sagte er zu ihm, „wir haben keine Feinde mehr …“

Der Vicomte blieb stumm und unbeweglich.

Ludwig stieg über die Leichen der Mörder, um sich ihm zu nähern.

In dem Augenblicke, als er sich bückte, um seine Hand zu ergreifen, machte René, der auf dem flachen Hintertheile des Kahnes lag, eine krampfhafte Bewegung und stürzte sich in's Wasser, wo er alsbald verschwand.

Ludwig sprang ihm vollständig angekleidet nach, während die Fähre mit den vier Leichen, ungehindert dem Strome folgend, dem Strudel der weißen Frau zuschwamm.

Er blieb lange unter dem Wasser und dreimal konnte man ihn wieder emporkommen sehen, um mit lauter Stimme den Namen seines Bruders in die dunkle Nacht hinaus zu rufen.

Aber nichts antwortete auf seinen Ruf als das dumpfe Rauschen der wachsenden Fluth und des Strudels der weißen Frau.

Ludwig tauchte noch einmal unter und schwamm dann an's Ufer.

In diesem Augenblicke erreichte der Kahn den Strudel und verschwand in dem Nebelschleier, der das düstere Gewand der weißen Frau bildete.

Krachend drehte sich das Fahrzeug einige Mal im Kreise herum und das schäumende Wasser schlug über ihm zusammen.

. . . .

Die beiden Reisewagen, die wir in Redon vor dem Gasthofe zum gekrönten Hammel haben anhalten sehen, hatten über die Brücke von Houssayes den Oust passirt und auf dem fahrbaren Wege das Schloß Penhoël erreicht.

Im Innern des Hauses hatte sich während dieser drei Monate nichts verändert. Pontalès hatte in der

That bisher noch immer sein eigenes großes Schloß bewohnt, da er von einem Gute, das ihm noch nicht ganz gehörte, nicht förmlich Besitz ergreifen wollte.

Die Reisenden, welche in den beiden Wagen gesessen hatten, waren im Salon von Penhoël versammelt.

Martha war auf einen Divan gelegt worden, den die Andern umgaben. Sie war blaß wie eine Leiche und ihre schönen, aber abgezehrten Gesichtszüge gaben Zeugniß von den langen Leiden, die sie erduldet hatte. Ihre Augen waren geschlossen, ihr Athem schwach und das Leben schien jeden Augenblick entfliehen zu wollen.

Der Oheim Johann hielt eine ihrer Hände und zählte die kaum fühlbaren Pulsschläge. Diana und Cypriane bemühten sich durch Küsse ihre andere Hand zu erwärmen. Zu ihren Füßen lag Blanca auf den Knieen.

Um sie her standen Etienne, Roger, Vincenz und der gute alte Géraud.

Man hörte in der Ferne auf dem Moor drei durchdringende und lange anhaltende Rufe.

Martha erschrak und ihre Augenlider hoben sich ein wenig, um sogleich wieder herab zu sinken.

In diesem Zustande von Betäubung befand sie sich seit der Abfahrt von Redon. Zu viele Leiden hatten ihr Mutterherz gebrochen. Der Oheim Johann hatte

unterwegs versucht mit ihr zu sprechen und sie vorzubereiten, aber sie hatte nicht auf ihn gehört.

Sie wußte nichts von den Vorgängen der letzten Tage; für sie gab es noch keine Hoffnung und ihr Herz wurde noch von der Last des Unglücks zu Boden gedrückt, das nicht mehr existirte.

Jedermann im Salon von Penhoël hatte den nämlichen Gedanken, obgleich Niemand ihn aussprach. Jeder sagte im Stillen zu sich:

„Wenn sie sterben sollte, ohne sich ihres Glücks gefreut zu haben."

Denn ihre Wangen wurden mit jedem Augenblicke bleicher und ihre Athemzüge immer schwächer.

„Liebe Mutter!" sagte Blanca mit Thränen in den Augen, „willst Du nicht aufwachen?"

Martha hörte sie nicht.

Cypriane und Diana erhoben ihre feuchten Augen zum Himmel und beteten aus tiefster Seele zu Gott.

Plötzlich standen sie zu gleicher Zeit auf; die Liebe hatte den nämlichen Gedanken in ihrem Herzen hervorgerufen.

In einer Ecke des Zimmers standen hinter einem Fenstervorhange ihre beiden Harfen, die seit vielen Tagen stumm geblieben waren.

Geräuschlos trugen sie die geliebten Instrumente in die Mitte des Zimmers und wieder sangen ihre beiden

lieblichen und reinen Stimmen das bretagnische Lied, welches die gnädige Frau sonst so gern gehört hatte.

Der erste Vers ging zu Ende, ohne daß Martha ein Lebenszeichen von sich gab. Erst bei dem zweiten Verse entwand sich ein Seufzer ihrer Brust und alle Anwesenden falteten die Hände zu einem stillen Dankgebet.

Martha schlug allmählig die Augen auf und ein himmlisches Lächeln spielte um ihre Lippen.

Cypriane und Diana stellten ihre Harfen bei Seite und warfen sich vor ihr auf die Kniee.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und Ludwig von Penhoël trat ein.

Sein Gesicht war ernst und traurig und die von Wasser und Schweiß triefenden Haare fielen unordentlich auf seine durchnäßten und beschmutzten Kleider herab.

Martha's Blick ruhte zuerst auf Blanca, dann auf Diana und Cypriane und ein Ausdruck glücklicher Liebe sprach aus ihrem Lächeln.

Als ihre Augen sich wieder erhoben, schweiften sie langsam über den Kreis der umstehenden Freunde.

Niemand wagte es, eine Bewegung zu machen, noch ein Wort zu sprechen.

Als endlich Martha's Blick auf Ludwig von Penhoël fiel, der unbeweglich an der Thür stand, flog eine lebhafte Röthe über ihre Wangen.

„Da seid Ihr Alle glücklich um mich vereinigt!“ flüsterte sie, „Ihr Alle, die ich so innig geliebt habe ... Diana, Cypriane und Blanca, meine geliebten Töchter! ... Ludwig, mein unglücklicher Ludwig! ...“

Ein Schleier des Zweifels und der Besorgniß verbreitete sich über ihr Antlitz.

„Glücklich!“ wiederholte sie, „glücklich, wie ich Euch immer in meinen Träumen gesehen habe!“

Ihre Augen schlossen sich von Neuem und ihr Kopf sank auf die Polster des Divans zurück, während ihre Hände sich andächtig falteten.

„Mein Gott!“ setzte sie mit einer so schwachen Stimme hinzu, daß man sie kaum verstehen konnte, „ist auch dies wieder ein Traum, so gieb, daß ich nimmer erwache! ...“

Ende des fünften und letzten Theils.





